Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 34 — Leipzig, den 23. August — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Excelsior — Freundschaftliche Antwort auf Herrn Professor Lic. Karl Müllers Streitschrift: 1. Ein neuer Versuch, den tiefen Graben zu ziehen; 2. Giebt es eine „Theologie der Christlichen Welt"? 3. Der Ausgangspunkt der Streitschrift — Die Siebente Generalversammlung des Evangelischen Bundes — Eindrücke von der Hallischen Jubiläumsfeier — Die Kirche und die Kinder: 3. Die biblische Unterweisung im Kindergottesdienste; 4. Die Festfeiern der Kindergottesdienste; 5. Das Verhältnis der Kinder zu ihren Lehrern — Zu dankbar-frommem Andenken an D. Georg Daniel Teutsch: 1. Siebenbürgens Land und Volk; 2. Teutschs Entwicklung — Bücher und Schriften: Religion und Sozialdemokratie; Kleines Handwörterbuch der Symbolik; Magnhild; Von den letzten Dingen — Anzeigen

Excelsior

Nach dem Französischen

Folge mir nach. Matth. 9, 9.

Mit Recht fordert man immer wieder persönliches Christentum; das allein ist fruchtbar, wie es die Zeit verlangt, fruchtbar für den Einzelnen in seiner engen Abgeschlossenheit, fruchtbarer noch für die Menge. Und hat nicht Jesus gerade dieses Christentum gefordert? Ergeht nicht heute noch sein Ruf durch die Welt und an den Einzelnen: Folge mir nach? Ihm sollen wir folgen; darin müssen wir alle einig sein. Aber wenn das Ziel auch sicherlich für alle dasselbe ist, der Ausgangspunkt ist für jeden unendlich verschieden: er hängt ganz von dem Charakter, der Erziehung, dem Beruf, den Zeitumständen ab. So eng berühren sich hier Verschiedenheit und Uebereinstimmung. Christus sucht seine Kinder, wo er sie gerade findet; den einen holt er vom Zoll weg wie Levi, den andern sucht er beim Fischfang auf wie Johannes: nur darauf kommt es an, mit ihm zu gehen, seinen heiligen Ruf in unsern Herzen wiederhallen zu lassen und ihm zu folgen.

Das ist das Persönliche, Besondre am Rufe Christi. Aber er hat auch etwas Gemeinsames, das für jedes Alter und jede Lebensstufe gilt. Als wir jung und enthusiastisch waren, berauscht vom Frühlingsduft des Lebens, da erfaßte uns bald hohe Begeisterung, bald niedre, drohende Leidenschaft; wir schwankten hin und her, wir hatten noch keine Stellung zu uns selbst gewonnen. Da plötzlich, bei ganz gleichgiltigen Dingen vielleicht, glaubten wir eine Stimme zu hören: Folge mir nach! Wir kannten die Stimme, denn sie kam aus dem eignen Herzen, das zu schlafen schien; nun horchten wir auf: Folge mir nach auf dem steilen Pfade demütiger, gewissenhafter Pflichterfüllung, gehorche der Stimme in dir und dem Rufe von oben, jage dem großen heiligen Ziele nach und weihe ihm dein Leben, wie ich es gethan.

Dem Frühling folgt der Sommer mit langen, heißen Tagen. Es ist die Zeit eifrigen, unermüdlichen Schaffens. Wo unser Posten auch war, hörten wir nicht am Feierabend oder auch bei der Arbeit, selbst mitten im Getriebe der Maschinen, bedrängt von all den Sorgen, die uns umlagern, die wohlbekannte Stimme aus der Jugendzeit wieder: Folge mir nach! Du brauchst nicht zu predigen, zu heilen wie ich, bleibe nur bei deiner Arbeit: Folge mir nach auf dem schmalen Wege der Nächstenliebe, des stillen Gebets, der Hingebung. Diene dem Nächsten, aber diene nicht dir selbst dabei, liebe ihn, gerade wenn er dich nicht liebt. Schließe dich nicht ab und fürchte nicht die rauhe Berührung mit der Menge, denn sie ist heilsam. Wo du bist, da ziehe deine Furche und wirf das Samenkorn deiner Ueberzeugung aus, das dir Gott gab, damit es Frucht bringe.

Der Himmel umzieht sich, dumpfes Rollen in der Ferne, hell leuchtet der Blitz auf — und trifft dich, mein Freund! Dein Besitz, dein Ansehen, deine Beliebtheit — wo sind sie hin? Traurig neigst du dein Haupt, du bist allein! Manche Freunde blieben dir treu, aber können sie die Wunden heilen, die man dir schlug? So ists im Leben, da kann niemand helfen, lautet der alte Trost, der niemanden noch getröstet hat. Jugend, Kraft, Lebenslust, wo sind sie hin? — Hörst du Jesu Stimme nicht? Du wolltest sie nicht hören, aber nun tönt sie sanfter, eindringlicher denn je: Das that ich für dich. Willst du nichts für mich thun? Verliere nicht den Mut, folge mir getrost; fühlst du nicht meine Hand, wie sie die deine ergreift? Fürchte nichts, aber laß mich nicht los im Dunkel!

Vorüber! Heitrer Himmel, lichte Tage kehrten wieder, denn unser Golgatha liegt nicht immer am Ende unsers Wegs. Es ist Abend geworden; ein schöner Abend, aber doch — Abend! Die Schatten werden länger, dann kommt die Dämmerung, die Nacht, die kalte, finstre Grabesnacht. Man fühlt sich allein. Allein? Der Herr ist bei uns! Ein letztes Mal ertönt sein Ruf: Folge mir nach!

Herr, wohin?
Himmelan!

P B (Pl)

Freundschaftliche Antwort

auf Herrn Professor Lic. Karl Müllers Streitschrift

1. Ein neuer Versuch, den tiefen Graben zu ziehen

Es muß für Theologen von anerkannter Rechtgläubigkeit seinen ganz besondern Reiz haben, zwischen sich und den minder Glücklichen den „tiefen Graben" zu ziehen. Von wem und gegen wen und mit welchen Mitteln und Werkzeugen dieser Versuch gemacht worden ist, das, etwa seit Schleiermachers Zeiten, zu verfolgen und darzustellen, wäre eine interessante und dankenswerte Aufgabe für einen jüngern Theologen, der einen Beweis seiner Gelehrsamkeit liefern möchte. Der neueste Versuch geht von einem Vertreter der reformirten Orthodoxie aus, und er faßt als die Leute, die jenseits des tiefen Grabens zu stehen kommen sollen, die Theologen der Christlichen Welt ins Auge. Wir haben schon auf das Schriftchen hingewiesen und unsern Lesern nahegelegt, sich ein vorläufiges Urteil zu bilden. Der gesamte Titel lautet: „Altgläubige" und moderne Gläubige. Eine popular-theologische Auseinandersetzung mit der Theologie der „Christlichen Welt." Von Professor Lic. Karl Müller in Erlangen. Erlangen und Leipzig, Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachfolger. 1894. 36 S.

Die Erinnerung liegt nahe, daß der Gegensatz von Altgläubigen und modernen Gläubigen nicht durch den Herrn Verfasser, sondern durch die Christliche Welt ans Licht gestellt worden sei. Die verschiednen Artikel, die sich mit diesem Gegensatz im ersten Quartal unsers laufenden Jahrgangs befaßt

haben, waren ja offenbar für ihn die Veranlassung zu den vier Artikeln, die er zunächst in der von ihm herausgegebnen Reformirten Kirchenzeitung veröffentlicht und nun als besondre Schrift einem weitern Leserkreise dargeboten hat. Aber wenn zwei dasselbe sagen, ist es nicht dasselbe. Wenn wir den Unterschied feststellen oder doch zu fassen versuchen, so läuft dabei gar keine Absicht mit unter, an dem „tiefen Graben" zu arbeiten. Wir halten es für nützlich, klar zu sehen und Klarheit zu schaffen, aber gar nichts liegt uns an Trennung und Bann; wir werden vielleicht uns so weit erkühnen, die größere Festigkeit und Frömmigkeit unsrer Stellung zu rühmen, aber wir werden uns dann um so mehr beeilen, zu versichern, daß wir im Grunde, praktisch genommen, gar keinen andern Glauben haben können als unsre Altgläubigen. Und wenn wir das Wort „Altgläubige" gebrauchen und es mit Anführungsstrichen verwahren, so liegt darin der Vorbehalt, daß wir diesen Titel nur der Kürze wegen und nur beiläufig gebrauchen, daß wir aber weder selbst Neugläubige im schlimmen Sinne des Wortes sein noch an unsern Brüdern Altgläubige im schlimmen Sinne des Wortes haben wollen. Zum Zeugnis von alledem berufe ich mich auf die klare Tendenz des Artikels in Nr. 1 d. J., der zu der ganzen Auseinandersetzung den Anstoß gegeben hat, und der für nichts andres eintrat als für gemeinsame Arbeit und für innere Annäherung beider Richtungen auf diesem Wege.

Wenn dagegen Professor Müller auf dem Titel seiner Schrift „Altgläubige" in Anführungszeichen setzt und „moderne Gläubige" ohne diese Mitgift in die Welt hinausschickt, so verfährt er gerade umgekehrt. Er lehnt den Titel Altgläubige, wie wir ihn gebraucht haben, ab, indem er etwas Kränkendes darin empfindet, und er titulirt uns ohne Vorbehalt als moderne Gläubige, d. i. als solche, die den echten alten Glauben — nicht haben. Der tiefe Graben ist gezogen; wie, davon später.

2. Giebt es eine „Theologie der Christlichen Welt"?

Zunächst ist es notwendig, eine Vorfrage zu erledigen. Giebt es eine Theologie der Christlichen Welt? Professor Müller setzt das als selbstverständlich voraus, und er scheint als diese Theologie die moderne Theologie überhaupt anzusehen. Wenigstens bezeichnet er im ersten Satze seines Schriftchens die Christliche Welt als das „Hauptorgan der modernen Theologie, das diese Richtung in unsre Gemeinden einzuführen eifrigst bestrebt ist."

Ich weiß nicht, soll ich mehr die Ehre ablehnen oder die Anklage, die in diesem Satze enthalten ist? Ich will lieber Folgendes zu erwägen geben.

Ein Blatt, wie das unsre, wird irgendwie seine „Theologie" haben. D. h. es werden die Mitarbeiter und insbesondre der Herausgeber, sofern sie Theologen sind — und sofern sie die nicht sind! — ihre wissenschaftliche Meinung über alle die Fragen, die heute die Christengemeinde und das Christenherz bewegen, in ihren Artikeln zur Geltung bringen. Wenn nun aber einer mit Ernst an die Aufgabe ginge, festzustellen, welches denn eigentlich die Theologie der Christlichen Welt sei, das Gemeinsame, überall Durchschlagende, dann hat er, glaube ich, gar keine so leichte Arbeit. Er wird zunächst eine große Mannigfaltigkeit der Meinungen, die sogar in vielen leicht versteckten oder gar offnen Widersprüchen zu Tage kommt, aufzeigen. Er wird dann weiter feststellen, was denn die vielfach auseinanderstrebenden Geister zusammenhält, worin die Einheit und Individualität des Blattes ihren Bestand hat. Er wird jedenfalls finden, daß es mit dem zweifelhaften Ehrentitel „Hauptorgan der modernen Theologie" nicht gethan ist; daß weite und ansehnliche Kreise moderner Theologen sich durch die Christliche Welt keineswegs vertreten fühlen; daß auf der andern Seite die Christliche Welt auch sogenannten Altgläubigen die Spalten offen hält — wie denn, was unser verehrter Gegner Positives gesagt hat, getrost auch hätte in der Christlichen Welt stehen können. Es ist nicht meine Schuld, wenn Männer seiner Richtung nicht öfter in der Christlichen Welt zu Worte kommen. Ich werde in nächster Nummer näher zeigen, daß das Meiste, was er bekennend von der heiligen Schrift sagt, worauf es ihm doch vor allem ankommt, von mir und dem Gros meiner Mitarbeiter freudig mitbekannt wird, und daß die Parole: Hie Christus, hie Schrift! so wie sie Professor Müller versteht und durchführt, absolut nicht imstande ist, den tiefen Graben zu bilden.

Zuweilen scheint es, unser verehrter Gegner meine unter der modernen Theologie die Ritschlsche. Nur zuweilen, denn gerade an der kritischen Behandlung der heiligen Schrift hat die Ritschlsche Theologie bekanntlich hervorragend wenig Anteil. Aber das ist doch nun jedenfalls die Theologie der Christlichen Welt! Professor Müller ist berufner Vertreter der theologischen Wissenschaft. Ich darf also von ihm das Zeugnis erwarten, daß die Theologie der Christlichen Welt sich ebensowenig wie mit der modernen Theologie überhaupt so mit der Ritschlschen im besondern deckt. Jene Decke ist viel zu groß, diese viel zu klein. Gerade von einem Universitätstheologen sollte man erwarten, daß er es mit derlei Begriffen genauer nähme.

Herr Professor Müller giebt sich weder Mühe, festzustellen, welches die Theologie der Christlichen Welt sei, noch sie zu bekämpfen. Die Adresse seines Schriftchens an die Christliche Welt ist eine rein zufällige. Hätte er auf den Titel geschrieben: Eine Auseinandersetzung mit der modernen Theologie, so wäre das genügend und richtiger gewesen. Die Christliche Welt ist nur ein Aushängeschild an dem Büchlein, und gegen diesen Gebrauch muß ich ernstlich protestiren. Die Artikel in der Reformirten Kirchenzeitung waren nach Ton und Inhalt am Platze; indem sie unter diesem Titel auf dem Büchermarkt erschienen, wurden sie zu einem Unrecht gegen die Christliche Welt und „ihre Theologie".

3. Der Ausgangspunkt der Streitschrift

Aber die Christliche Welt hat doch den Haken geliefert, an den der Herr Verfasser seine Ausführungen angeknüpft hat. Das ist wahr. Nichts weiter zitirt er aus unserm Blatt als meine Anmerkung in Nr. 10:

> Uebrigens beruht die Verschiedenheit der theologischen Richtungen und kirchlichen Parteien nicht zum wenigsten darauf, daß für die eine diese, für die andre jene wichtige Frage im Vordergrunde des Interesses steht. Unsre Altgläubigen beherrscht ganz vornehmlich die Frage nach den Grenzen der Lehrfreiheit. Unsereinen bewegt vor allem die Frage: Welches ist der sicherste Weg zum Glauben und zum Frieden? Welches ist der unentbehrliche Besitz, den einer haben muß, wenn er ein Christ sein will?

Diese Bemerkung hat unsern verehrten Gegner verletzt. Er kommt immer wieder darauf zurück. Die Form meiner Worte verrät ihm, daß sie keine Beleidigung, sondern eher eine Art Entschuldigung der „Altgläubigen" darstellen sollen, aber ihr Inhalt muß jeden Altgläubigen „innerlich aufs tiefste beleidigen":

> Der Satz ist gerade wegen seiner Harmlosigkeit bedeutsam: solche Vorstellungen hegt man von den „Altgläubigen" in den Kreisen der modernen Gläubigen. Im Grunde hält man nicht mehr dafür, daß es ihnen um das Christentum in der Form, in der sie es pflegen, heiliger persönlicher Ernst ist. Ernste Fragen des persönlichen Glaubenslebens kennen nur die Modernen! Denn etwas andres ist doch aus den zitirten Sätzen der Christlichen Welt nicht herauszulesen . . .

Wenn das keine hitzige Auslegung meiner nach des Verfassers eigner Vermutung vielleicht „eilig und ohne sehr genaue Ueberlegung hingeschriebenen" Worte ist! Ich muß wohl Rede stehen.

Ich will dem verehrten Herrn zunächst zugeben, woran ich damals nicht gedacht habe, daß in der That die Art, wie gewisse „Altgläubige" in Kirchenpolitik und Kirchenzeitungen für ihren Glauben streiten, einen oft daran irre machen könnte, ob es ihnen um ihre Form Christentum heiliger persönlicher Ernst ist. Sonst könnten sie ihre Position nicht so vertreten, Andersmeinende nicht so behandeln. Aber das nur nebenbei und der Aufrichtigkeit halber. Peccatur intra muros et extra, und daß die Versuchung in dieser Richtung für die beati possidentes Traditionsgläubigen besonders groß ist, wissen wir zu beherzigen.

Aber nun bin ich doch ganz erstaunt, daß mein verehrter Ausleger darin eine Kränkung für sich und seine Gesinnungsgenossen sieht, daß ich ihnen die wichtige Frage nach den Grenzen der Lehrfreiheit als im Vordergrunde ihres Interesses stehend

zugeschoben habe. Sie wollen Gläubige sein, gleichwie wir. Nun kommt der Glaube aus der Predigt, die Predigt aus dem Worte Gottes. Dieses „objektive" Evangelium in seinem ganzen reichen Umfang und Inhalt sich und der Gemeinde zu erhalten, ist also die Hauptaufgabe. Jede Verkürzung der christlichen „Lehre" in Predigt, Unterricht, Theologie ist ein Verbrechen an Gott und den zum Glauben Berufenen. In diesen nahe genug liegenden Gedankengang versenkt, treffen unsre „Altgläubigen" auf eine verdächtige Forderung: Lehrfreiheit. Gewisse protestantische Eigentümlichkeiten, die sie mit den Modernen teilen, hindern sie, der Lehrfreiheit unter allen Umständen die Existenzberechtigung zu versagen. Also gilt es, sie in Grenzen einzuschließen. Christliche Kirche und christlicher Glaube können geordneterweise nicht bestehen, wenn der Lehrfreiheit nicht Schranken gesetzt sind. Von diesen Erwägungen ist, soviel ich sehe, die gesamte Haltung unsrer „altgläubigen" Kirchengenossen der „modernen Theologie" gegenüber wesentlich bestimmt.

Was liegt darin Beleidigendes, wenn man das ausspricht?

Aber nun die Beleuchtung aus dem Gegenteil! Uns habe ich ein andres Interesse als das vornehmliche zugeschrieben, nämlich das an der Frage der persönlichen Heilsgewißheit. — Ich bemerke vor allem: es handelt sich um keinen kontradiktorischen, sondern um einen konträren Gegensatz. Es handelt sich um eine andre Verteilung des Interessengrades. Für die Grenzen der Lehrfreiheit interessiren wir uns auch, aber die Frage scheint uns überaus schwierig, zur Zeit kaum lösbar und nicht so wichtig wie die andre. An der persönlichen Heilsgewißheit liegt jenen auch — sonst wären sie keine evangelischen Christen; aber es scheint uns oft, als getrauten sie sich nur auf einem Umwege dazu kommen zu können, der uns gefährlich dünkt. Nämlich auf dem Umwege der vorherigen Feststellung des Lehrumfangs, den der Glaube, wenn er das Heil bringen soll, sich aneignen muß, den zum mindesten der Gemeindelehrer der Gemeinde darbieten muß.

Dieser Unterschied, den wir allerdings behaupten, wird von Herrn Professor Müller dahin ausgedeutet, als sei es uns um ein „Mindestmaß von Besitz" zu thun, während die Altgläubigen von der ganzen Fülle des göttlichen Heils leben wollen. Wahrhaftig, wir wären zu Narren geworden, wenn uns ein Mindestmaß von Besitz lieber wäre als die ganze Fülle. Die einfachste Reflexion auf das Menschenherz, wie es ist, hätte unsern verehrten Gegner vor dieser Deutung behüten können. Ich habe nicht gesagt: Mindestmaß von Besitz, sondern: unentbehrlicher Besitz. Das ist etwas ganz andres. Es giebt ein Unentbehrliches; hat man das, so ist man ein Christ, hat man es nicht, ist man keiner. An diesem Punkte scheiden sich Glaube und Unglaube, Gott und Welt, Himmel und Hölle. Ich weiß keine würdigere Aufgabe für die Theologie und für den denkenden Christen überhaupt, als diesem Entscheidenden im Menschenleben immer inniger nachzuforschen.

Richtet man sein ganzes Interesse auf diese Frage — wie die moderne Theologie bis in die Reihen der ausgesprochen Bekenntnistreuen hinein heute fast durchgängig thut —, so kommt einem freilich das Bemühen einer „altgläubigen" Theologie an den verschiedensten Punkten recht peripherisch vor. Wir unterschätzen dann leicht, was doch eine relative Schätzung vielleicht in hohem Maße verdient. Aber wer ist nicht einseitig! Und diese unsre Einseitigkeit ist vorläufig Pflicht, ist Beruf, den wir für unsre Zeit haben.

Welches ist der gewisse Weg zum Glauben und zum Frieden? Welches ist der unentbehrliche Besitz, den einer haben muß, wenn er ein Christ sein will? Das ist die Grundfrage der modernen Theologie, wie ich sie kenne, und wie ich sie vertrete, und wer sie mit durchdenken will durch alle Konsequenzen hindurch, den grüße ich als Genossen. Ich fühle mich dabei durchaus auf altgläubigem Boden. Der unentbehrliche Besitz, das ist kein Minimum, sondern, um ein vom Herrn gegebnes Gleichnis zu gebrauchen, ein organisches Gebilde, das Senfkorn, das man ins Herz fassen und drin haben muß, damit es aufgehe und Frucht bringe.*) Wer nur dieses Senfkorn

*) Ein neuer Sinn, sage ich lieber mit einem andern Gleichnis.

hat, der kann Berge versetzen. Wer es hat, dem bringt es die ganze unermeßliche Fülle des Heils. Es fällt uns nicht ein, von unsrer Armut leben zu wollen, wir wollen so reich sein, wie Gott seine Kinder haben will. Wir wollen auch andre so reich machen. Wir gehen als moderne Theologen keineswegs von der modernen Bildung und Weltanschauung aus, sondern davon, daß wir durch Gottes Gnade inmitten dieser Welt der modernen Bildung Glauben haben; es ist ein Wunder vor unsern Augen, wir müssen ihm auf die Spur kommen, wenn anders wir denkende Christen sind und als solche andern dienen sollen, und wir stehen darum immer wieder vor der Frage als der praktisch wichtigsten: womit fing es an, daß wir Christen sind? Was müssen wir haben, festhalten, damit wir es bleiben? Was müssen wir andern vornehmlich bieten, damit sie es werden?

Ich erwarte von meinem verehrten Gegner das Zugeständnis, daß es sich hier um einen Quantitätsbegriff gar nicht handelt, und daß also seine Rede vom Mindestmaß irrig ist.

Aber genug von diesen Dingen, über die man sich mündlich und persönlich, meine ich, schnell verständigen würde. Wir haben Wichtigeres zu verhandeln. Herr Professor Müller hat eine ernste Frage an uns gerichtet, auf die ich ihm noch Bescheid thun muß, sie lautet: Christus oder heilige Schrift?

R

Die Siebente Generalversammmlung des Evangelischen Bundes

Es kam mir sehr erwünscht, als ich von dem Herausgeber der Christlichen Welt den Auftrag erhielt, nach Bochum zu fahren und über die diesjährigen Bundestage zu berichten. Von Anfang seines Bestehens an bin ich Mitglied des Bundes gewesen, aber in meine Gemeinde die Agitation für ihn hineinzutragen, habe ich mich nie entschließen können, so sehr und so oft auch der Ultramontanismus unsers Eichsfeldes mir die Frage nahe gelegt hat, ob ichs nicht thun sollte. Ich habe es dennoch nicht gethan, weil ich fürchtete, das Interesse für die Kampfesstellung gegen Rom nicht auf die Dauer fesseln zu können, wenigstens nicht ohne aufreizende Mittel. Dagegen habe ich in unserm Gemeindeblatte, das in erster Linie der Pflege des Gemeindelebens dient, bei jeder gegebnen Gelegenheit ernst und nachdrücklich die ultramontanen Anmaßungen, soweit sie uns angingen, abgewehrt, einen gottesdienstlichen Zusammenschluß unsrer unter den Katholiken zerstreuten Gemeindeglieder herbeigeführt und, wo es not that, auch die Hilfe der Gerichte gegen allzu drastische Uebergriffe mit Erfolg — wenigstens in der Berufungsinstanz — angerufen. Die Arbeit des Bundes habe ich also gleichfalls gethan, aber im Rahmen des Gemeindelebens, ohne eine besondre Organisation des Kampfes. Und ich kann gestehen, daß diese Art des Vorgehens sowohl ihren Zweck erreicht, als auch mir die innere Befriedigung gewährt hat, die man doch bei allem Thun begehrt. Trotzdem war es mir lieb, einmal Thätigkeit, Methode und Geist des Bundes bei einer seiner Generalversammlungen beobachten zu können.

Die Bedingungen für ein gutes Gelingen des Festes waren in Bochum gegeben, wie man es nur wünschen mochte. Bochum ist eine Stadt von etwa 60000 Einwohnern, die sich aber in der Zeit eines Menschenalters aus einem unbedeutenden Landstädtchen zu dieser Größe entwickelt hat. Die Tendenz des Wachstums ist in ihr vor allem wahrzunehmen. Ein Zug ins Große prägt sich in ihren Gebäuden wie in ihren Verkehrseinrichtungen überall aus. Ist dies schon günstig für ein großes Fest, so kommt nun das rege Gemeindeleben hinzu, das sich in dem großartigen Vereinshause einen deutlichen Ausdruck geschaffen hat, und das stark entwickelte deutsch-evangelische Bewußtsein gegenüber Sozialdemokratie und Ultramontanismus. Der äußere Schmuck der Stadt hätte wohl etwas größer sein können. Man sah ja überall Fahnen wehen, aber doch nur vereinzelt, und einen wirklich festlichen Eindruck machte eigentlich nur die Straße vor dem Vereinshause und dieses selbst.

Doch muß man in Betracht ziehen, daß mehr als die Hälfte der Bewohner katholisch ist, und schließlich ist die persönliche Beteiligung an einem Feste mehr wert als die dingliche. Diese persönliche Beteiligung war nun in der That großartig. Allerdings waren in der Präsenzliste nur 220 Teilnehmer verzeichnet, und die ultramontane Presse hat diese Thatsache weidlich ausgenutzt, um daran zu zeigen, wie wenig Boden der Bund im evangelischen Volke habe. Aber es weiß ja jeder, wie es mit solchen Präsenzlisten zu gehen pflegt. Bei den Hauptverhandlungen waren durchschnittlich 400 bis 500 Personen anwesend, darunter auch viele Frauen; und von den evangelischen Arbeitern würden gern noch viele teilgenommen haben, wenn sie nur Zeit gehabt hätten. So sagte mir unter anderm einer bei einer Abendversammlung, am liebsten ginge er die ganzen Tage nicht aus dem Vereinshause fort. Bei den Abendversammlungen war der Andrang aber so gewaltig, wie ich ihn in meinem Leben bisher nur sehr selten beobachtet habe. In der Festversammlung des Evangelischen Bundes und der Bürgerschaft von Bochum und Umgebung war das Gedränge fast lebensgefährlich. Ich schätze, daß gegen 4000 Menschen im Vereinshause zugegen waren. Es wurde deshalb noch eine zweite gleichzeitige Versammlung im Stadttheater improvisirt, und dies füllte sich innerhalb zehn Minuten, ohne daß eine merkliche Entleerung des Vereinshauses wahrzunehmen war. Und bei der Schlußversammlung im Stadtpark am 9. August waren über 10000 Menschen zugegen, die längere Zeit im strömenden Regen aushielten und hernach die Säle des Stadtparks, des Vereinshauses und des Stadttheaters wieder vollständig überfüllten. Der Trost der ultramontanen Presse an der Präsenzliste ist also nicht weit her. Um ihn aber gar ins rechte Licht zu setzen, möge noch erwähnt werden, daß der Bochumer Verein seinen Riesenbetrieb am Nachmittag des 9. August völlig hat einstellen müssen wegen der großen Zahl der Urlaubsgesuche von evangelischen Arbeitern. Die Feste waren durchweg vortrefflich arrangirt, und wenn nicht alles programmmäßig verlief, so lag das teils an dem ungeheuern Andrang der Bevölkerung, teils an dem Regenwetter. Die Feststimmung hat sich aber keiner dadurch trüben lassen. Das Verhalten der großen Versammlungen war musterhaft, die Teilnahme an den gemeinsamen Liedern allgemein, die Aufmerksamkeit bei all den vielen Reden gespannt und lautlos. Namentlich muß rühmend hervorgehoben werden, wie auch bei Rednern mit schwacher Stimme keine Unruhe hervortrat. Die Stille z. B., die während der fast unverständlichen Worte des ehrwürdigen Redakteurs Elben aus Stuttgart in einer Abendversammlung herrschte, wird jeder großen Versammlung zum Vorbild dienen können und zur höchsten Ehre gereichen.

Ein besondres Interesse gewannen die diesjährigen Verhandlungen dadurch, daß auch die Kirchenbehörden diesmal aus ihrer Reserve heraustraten. Sowohl der Präsident des Konsistoriums v. Westhoven, als auch der Generalsuperintendent Nebe widmeten dem Bunde warme Worte der Begrüßung und der Anerkennung. Den evangelischen Lehrern von Bochum und Umgegend war seitens der Königlichen Regierung zum Besuch der Verhandlungen Urlaub gewährt, und — last not least — der Kaiser ließ für die warme Begrüßung des Evangelischen Bundes danken. Wenn dies Letztere auch selbstverständlich erscheinen mag, so wurden dagegen die andern Zeichen offiziellen Entgegenkommens vielfach darauf zurückgeführt, daß infolge der jüngsten Encyklika des Papstes in den höhern Regionen ein dem Bunde günstigerer Wind zu wehen scheine.

Eingeleitet wurden die öffentlichen Festtage durch eine Begrüßungsversammlung der Evangelischen Arbeitervereine von Bochum und Umgegend mit ihrer Losung „Evangelisch bis zum Sterben, deutsch bis in den Tod hinein!“ Diese Teilnahme der Arbeitervereine an der Bundessache schien den ganzen Tagen ihr besondres Gepräge geben zu wollen, wie sie denn auch vom Grafen von Wintzingerode als höchst bedeutsam bezeichnet wurde. Aber im weitern Verlaufe der Festtage trat dies Merkmal doch wieder zurück, wenn auch namentlich jene Losung immer wieder durchklang. Jener Abend nun machte einen äußerst wohlthuenden Eindruck. Wie die Arbeiter mit ihren Familien die schönen Räume füllten, durch ihren trefflich geschulten Gesangverein die Feststimmung belebten, durch kräftig anpackende Worte aus dem Munde ihres Vorsitzenden, eines Arbeiters, deutsch-evangelisches Bewußtsein kund gaben, da haben sie sicherlich verstärktes Selbstvertrauen gegen römische Arglist und sozialdemokratische Tyrannei gewonnen. Ob freilich Gymnasialprofessor Gümbel aus Speier in seiner Rede über „Den rechten evangelischen Arbeiter“ ihnen allen durchweg aus dem Herzen gesprochen hat, ist mir mehr als zweifelhaft. Was er da sagte von der Würde der Arbeit, von den Tugenden eines rechten Arbeiters und von den Lebensbedürfnissen der unsterblichen Seele, war ja sehr gut, aber wenn er für die Arbeiter kein andres Aktionsprogramm wußte als das Vertrauen auf die Regierung und den guten Willen der Arbeitgeber und so das konstitutionelle Wesen unsers Staates mit seinen Erfordernissen der Koalition und der Wahlbethätigung völlig ignorirte, so scheint mir das nicht die Fahne zu sein, bei der man die Arbeiterschaft auf die Dauer festhalten könnte; und ich begreife es vollkommen, daß viele Arbeiter mit gekreuzten Armen stehen blieben, als dem Redner der Beifall der Versammlung lohnte.

Der Festgottesdienst in der schönen Christuskirche hinterließ einen tiefen Eindruck. Selten habe ich eine so gedankenreiche, wohlgeordnete, sprachlich musterhafte und von heiliger Begeisterung getragne Predigt gehört wie die, womit Pfarrer Hackenberg aus Hottingen uns erbaute. Er predigte über Matth. 10, 32—39: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ und zeigte dies Wort als einen Waffenruf des Herrn, der mit hellem Posaunenton die Schlafenden wecken, die Seinen zu ernstem Schwertgang aufrufen, die zerstreuten Häuflein zu gemeinsamer Fahnenwacht sammeln und auf grünende Friedenspalmen die Streitenden hinweisen will. Die vielfache Beziehung auf den Heiland und seine deutsch-christliche Eigenart ließ diese Predigt bei einem Festgottesdienst zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen besonders geeignet erscheinen. Störend war nur, wie auch sonst bei den Festversammlungen, daß unsre deutsche evangelische Kirche es noch nicht zu einer einheitlichen Melodie des Liedes „Eine feste Burg ist unser Gott“ gebracht hat. Hierfür könnte der Evangelische Bund auch wirksam sein. Der Zwiespalt der Melodien bewies aber, daß die Versammelten von nah und fern zusammengekommen waren, und daß nicht bloß 220 Teilnehmer zugegen gewesen sind, von denen „ein gut Teil noch aus Bochum und der nächsten Umgebung gewesen“ seien, wie die ultramontane Presse geflissentlich zu verbreiten suchte.

Die erste öffentliche Hauptversammlung leitete der Vorsitzende Graf von Wintzingerode durch eine lebensvolle Ansprache ein, worin er die mannigfachen trüben Erscheinungen der Gegenwart, das mangelnde Vertrauen auf die Macht des Evangeliums, das Vordringen Roms, die Zersplitterung und das Besserwissenwollen in der evangelischen Kirche auf den Mangel an der rechten geistlichen Armut zurückführte, aber auch vielfach erfreuliche Zeichen des Besserwerdens dankbar hervorhob und mit Beziehung auf den Brief eines italienischen Staatsmannes an Leo XIII. die Zuversicht aussprach, daß sich in den romanischen Ländern ein Umschwung zu Gunsten des Evangeliums anbahnen und dann auch günstig auf die Verhältnisse bei uns wirken werde. Besondern Beifall fanden die Worte: im preußischen Apostolikums- und Agendenstreit scheine man sich darin zu gefallen, die trennenden Momente mehr als nötig hervorzuheben.

Professor Scholz aus Berlin hielt darauf seinen Vortrag über „Die weltüberwindende Macht des evangelischen Glaubens.“ Er zeigte in anschaulichen Zügen des evangelischen Glaubens gutes Recht gegen römische und modern naturwissenschaftliche Weltanschauung und forderte nachdrücklich, daß des evangelischen Glaubens rechte Art mehr als bisher erkannt werden müsse: der evangelische Glaube sei nicht ein Vielerlei und ein Dingliches, sondern ein Eines und ein Persönliches. So trefflich und wirksam der Vortrag war, hätte ich doch gewünscht, daß gerade dies Letztere ausführlicher dargelegt und begründet worden wäre. Für die, denen diese Gedanken noch fremd sind, sind sie auch durch den Vortrag nicht viel deutlicher geworden. Und doch liegt viel, ja alles daran, daß wir erst einmal hierüber in der evangelischen Kirche zur Uebereinstimmung kommen. Da-

bei wird dann freilich nach meiner Ueberzeugung auf unsrer Seite noch mehr als bisher das gute Recht der Position anerkannt werden müssen, die da erklärt, ohne äußere Thatsachen der geschichtlichen Offenbarung ihres Glaubens nicht gewiß werden und bleiben zu können. Dagegen muß von ihr die Anerkennung gefordert werden, daß es keine allgemeingiltige Vorschrift darüber gebe, welcher Geschichtsthatsachen jemand gewiß geworden sein müsse, um auf sie den rechten religiösen Glauben begründen zu dürfen.

Am Nachmittage redete Professor Kahl aus Bonn über „Das Recht der religiösen Erziehung von Kindern aus gemischter Ehe." Er behandelte die Frage absichtlich vom Standpunkte des Rechts, da der kirchliche Standpunkt zur Erlangung eines befriedigenden Ergebnisses nicht sonderlich geeignet erscheine, und stellte folgende Forderungen auf: 1. Nur die Ehen zwischen Evangelischen und Katholiken sind als gemischte Ehen zu bezeichnen. 2. Die staatliche Einwirkung auf die religiöse Erziehung der Kinder aus solchen Ehen soll mit dem Anfang der Schulpflicht beginnen und bis zum vollendeten sechzehnten Lebensjahre dauern. 3. Während dieser Zeitdauer ist der Religionsunterricht in der Lehre der Konfession zu erteilen und die Teilnahme an fremdem Religionsunterricht sowie die endgiltige Aufnahme in eine andre Religionsgesellschaft verboten. Diese Bestimmungen sind durch Strafschutz sicher zu stellen. 4. Alle Kinder folgen der Religion des Vaters, ohne Ausnahme, auch wenn der Vater stirbt oder selbst seine Konfession ändert. 5. Der Konfessionsstand ist amtlich festzustellen. 6. Diese ganze Materie ist reichsgesetzlich zu regeln, und zwar durch ein Spezialgesetz, um nicht das bürgerliche Gesetzbuch durch Verquickung mit dieser Angelegenheit zu gefährden. Der Redner erntete für seine Ausführungen lebhaften Beifall; aber ich hatte das Gefühl, daß sich die Versammlung der Tragweite dieser Forderungen nicht völlig bewußt geworden war. Denn als gegen den Redner Widerspruch erhoben wurde, namentlich von Pfarrer Thümmel aus Remscheid, der dem rechtlichen Standpunkte den geistlichen entgegenstellte, erscholl nicht minder Beifall. Ich halte den Rechtsstandpunkt als Ausgangspunkt gleichfalls für völlig verfehlt, kann dies hier aber nicht ausführlich begründen, um so weniger, als die Versammlung von einer Beschlußfassung Abstand nahm. Sobald die Rede gedruckt vorliegen wird, wird sich Gelegenheit bieten, in die Debatte einzutreten. Nur einige Bemerkungen mögen gleich hier erlaubt sein: 1. Die staatsgesetzliche Regelung wird die Wirkung haben, die Evangelischen in falsche Sicherheit einzuwiegen; die römische Kirche wird sich dadurch nicht in ihrer Propaganda beeinträchtigen lassen. 2. Es ist eine Ueberspannung des Konfessionalismus, daß Mischehen überhaupt kein Existenzrecht hätten; die von Gott gewirkte Liebe schafft dies Recht unbedingt. 3. Die Prozeßkalamität auf diesem Gebiete rührt nicht bloß daher, daß die Gesetze unzulänglich sind, sondern schon daher, daß die Sache überhaupt staatsgesetzlich geregelt ist. 4. Wenn behauptet ist, solange die feste Norm des Preußischen Landrechts gegolten habe, habe es keine Konflikte gegeben, diese seien erst eingetreten, als man Ausnahmen zugelassen hätte: so sind diese Ausnahmebestimmungen doch erst durch Konflikte hervorgerufen worden; und diese Konflikte sind durch den neu erwachenden Ultramontanismus im Anfange dieses Jahrhunderts geschaffen worden. Wenn die Bestimmungen des Landrechts in den ersten Jahrzehnten befriedigend gewirkt haben, so kommt das nur daher, daß es damals eben noch keinen Ultramontanismus gab.

In der zweiten öffentlichen Hauptversammlung gab Konsistorialrat Leuschner einen lichtvollen und anziehenden Bericht über die Entwicklung des Bundes im letzten Jahre. Große äußere Erfolge sind nicht aufzuweisen, die Zahl der Bundesmitglieder hat sich nur um 4000 vermehrt. Dagegen ist die Teilnahme der Presse für die Bestrebungen des Bundes gewachsen, und es steht zu hoffen, daß auch die jetzt noch fernstehenden Kreise sich mehr und mehr dafür erwärmen werden. Namentlich richtete Leuschner einen warmen Appell an die kirchliche Rechte, deren Teilnahme der Bund auf die Dauer nicht entbehren könne.

Des weitern redete Stadtpfarrer Hummel aus Schwaigern über das Thema: „Was giebt der evangelische Protestantismus den ihm zugehörigen Völkern bis heute vor den römisch-katholischen voraus?" An der Hand von Statistik und Geschichte zeigte er den allseitigen Vorrang der protestantischen Völker vor den katholischen und wies nach, daß nur da die Katholische Kirche kulturfördernd wirke, wo sie Anregungen vom Protestantismus erhalte. Der Vortrag kam trotz der guten Ausführungen durch die matte Vortragsweise des Redners und wohl auch infolge der sich allmählich einstellenden Abspannung der Zuhörer leider nicht recht zur Geltung.

An Kundgebungen des Bundes sind noch zu verzeichnen: 1. ein Aufruf an das protestantische Deutschland, den 9. Dezember als den dreihundertjährigen Geburtstag Gustav Adolfs festlich zu begehen; 2. eine Resolution wider Glaubensverleugnung, an die deutschen evangelischen Fürsten gerichtet; 3. eine deutsch-protestantische Antwort auf das jüngste Rundschreiben des römischen Papstes und 4. ein Beschluß zu Gunsten der Erweckung regern Gemeindelebens, namentlich in den Massengemeinden. Diese Kundgebungen erfolgten ohne Debatte einmütig nach der Empfehlung der Antragsteller. Am Nachmittag vereinigten sich noch über 500 Teilnehmer zu einem großen Festmahl, dem ich jedoch nicht mehr beiwohnen konnte.

Wenn ich den Verlauf und den Ertrag der Bundestage rückblickend überdenke, so ist kein Zweifel, daß die festlichen Massenveranstaltungen weit über Erwarten gelungen sind. Ueber die ultramontanen Bemühungen, den Bund als das Unternehmen einiger Pastoren darzustellen, darf man billig lächeln. Uebrigens glaubt die ultramontane Presse selbst nicht an ihre Vorspiegelungen, und ihre Lügen beweisen, daß sie Angst vor der Bewegung hat. Auch das braucht man nicht ernst zu nehmen, wenn z. B. die Kölnische Volkszeitung den „Hetzereien des Bundes" die Katholikenversammlungen „mit ihrem konfessionellen Takt" gegenüberstellt. Rom liebt es, vor der Oeffentlichkeit mit seiner Friedensliebe zu prahlen und gleichzeitig einen schleichenden Krieg aus dem Hinterhalte zu führen; wir als Evangelische und Deutsche lieben Offenheit und Geradheit. Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß die Katholikentage an Umfang des Arbeitsprogramms und Größe der Gesichtspunkte den Generalversammlungen des Evangelischen Bundes überlegen sind. Pfarrer Thümmel aus Remscheid äußerte seine Bedenken über die vielen Festlichkeiten, und in allen Verhandlungen wurde immer wieder hervorgehoben, daß man zur Arbeit zusammen gekommen sei; aber thatsächlich ist es doch zu rechter Arbeit nicht gekommen. Schon daß die einzige Debatte, zu der es kam — die über die Mischehenfrage — so übers Knie gebrochen und abgebrochen wurde, ehe auch nur die Gegensätze recht zur Klarheit gekommen waren, mußte den, der wirklich arbeiten wollte, mit Mißtrauen und Verstimmung erfüllen. Hier zum mindesten mußte es zu greifbaren Ergebnissen kommen. Dazu wäre aber freilich nötig gewesen, daß die Frage schon vorher in der Presse ventilirt worden wäre. Anregungen zum Nachdenken zu geben, halte ich nicht für eine genügende Aufgabe solcher Bundesversammlungen. Wir können ja nicht nach einem evangelischen Zentrum streben, aber doch thut es dringend not, daß eine Instanz vorhanden ist, die im Namen des deutschen evangelischen Gewissens ein klares und festes Urteil zu den kirchenpolitischen Fragen abgiebt, nicht bloß zur Jesuitenfrage, sondern z. B. auch zu der konfessionellen Volksschule, zu Kirchenverfassungsnovellen, zum bürgerlichen Gesetzbuch in seinen die Kirche berührenden Partien u. a. m. Weder in den Parlamenten mit ihren vorwiegend rechtlichen Gesichtspunkten, noch in den Synoden mit ihrem Parteibann finden diese Fragen die rechte evangelische Beleuchtung. Nur in einer freien Vereinigung nach Art des Evangelischen Bundes ist diese zu erreichen. Scheut man aber hiervor zurück und geht allen Fragen, die Gegensätze ans Licht bringen könnten, aus dem Wege, dann spinnt man sich in die Monotonie des Protestes gegen Rom ein und wird schießlich in Verlegenheit um genügenden Beratungsstoff geraten.

Daneben möge der Bund die Art und Herrlichkeit des rechten evangelischen Glaubens immer klarer herausstellen und darauf hinwirken, das Gemeindeleben zu wecken und eine all-

seitige Darbietung des Evangeliums zu ermöglichen, auch den Parteihader in unsrer Kirche nach Kräften überwinden helfen, wie das früher schon gefordert ist. In diesen Beziehungen ist auf der jüngsten Generalversammlung manches gute Wort gesprochen worden, aber auch hierin muß noch viel planmäßiger und nachhaltiger gearbeitet werden, damit mehr und mehr der Vorwurf verstumme, daß der Bund lediglich in unfruchtbaren Deklamationen gegen Rom sein Wesen habe.

Die eigentliche Aufgabe der Generalversammlungen scheint mir neben der Abwehr gegen Rom jene oben gezeichnete kirchenpolitische Thätigkeit zu sein, während die Bestrebungen um ein regeres Gemeindeleben den kleineren Gruppen zufallen würden. Ob aber dazu besondre Bundesvereine nötig oder auch nur wünschenswert sind, ist mir auch nach den Tagen von Bochum noch zweifelhaft. Mich wenigstens haben sie nicht zu bestimmen vermocht, mein bisheriges Verfahren, wie ich es im Eingang geschildert habe, zu ändern. Gustav Habermann

Eindrücke von der Hallischen Jubiläumsfeier

Von den festlichen Tagen, die am 1. bis 4. August die Universität Halle-Wittenberg zur Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens begangen hat, darf und soll auch ein kirchliches Blatt seinen Lesern erzählen. Denn auch ein Stück kirchlichen Lebens hat sich dort abgespielt. Ja der Protestantismus hat an jenem Feste einen hervorragenden Anteil gehabt. Daß es nicht eine bloß akademische Feier, wenn auch unter starker internationaler Mitwirkung, war, mußte dem ankommenden Gaste auf den ersten Blick klar werden. Wollten auch die in den Nachmittagsstunden des 1. August zu vielen Tausenden auf und an den Straßen, besonders in der Nähe des Bahnhofs Versammelten in erster Linie dem im Auftrage des Kaisers erschienenen fürstlichen Gaste ihren Willkommgruß bieten, sprach sich auch in dem begeisterten Empfange, der dem Prinzregenten von Braunschweig zuteil wurde, hauptsächlich die innige Anhänglichkeit und warme Verehrung der gesamten Bevölkerung gegenüber dem Hohenzollernhause aus, in dem Abgesandten Seiner Majestät durfte sich zugleich doch die Alma mater geehrt fühlen. So hat die ganze Stadt das Fest der Universität mitgefeiert. Den offiziellen Anfang machte der am Abend des 1. August von der Studentenschaft dem Prinzen Albrecht dargebrachte glänzende Fackelzug, während dessen Vorbeimarsch eine studentische Deputation huldvollst empfangen wurde. Am andern Morgen luden schon vor neun Uhr die Glocken der Domkirche zum Festgottesdienste ein. Dazu begaben sich die Lehrer der Hallischen Hochschule in geschlossenem Zuge. Rektor und Dekane empfingen den Prinzregenten beim Eintritt in die Kirche. Vorher hatten die übrigen Festgäste ihre reservirten Plätze eingenommen. Die Festpredigt hielt Professor D. Hering; er legte den Text 1. Kor. 15, 10 zu Grunde, indem er das Wirken des großen Heidenapostels zu der Thätigkeit der Universität in Beziehung setzte. Die durch Gesänge eines besondern Chors bereicherte Liturgie und Gemeindegesang gingen der Predigt voraus; Gebet, Gemeindegesang, Vaterunser und Segen beschlossen die gottesdienstliche Feier, die etwa eine Stunde dauerte. Gegen elf Uhr versammelte man sich wieder in der Aula. Prinz Albrecht eröffnete die stattliche Reihe der Begrüßungen mit einer feierlichen Ansprache, die in der Verlesung der kaiserlichen Botschaft gipfelte. Der Inhalt der letztern, der mit dem unsrer heutigen Presse vielfach eigentümlichen Takte bereits zum Gegenstande parteipolitischer Streitereien in den Zeitungen gemacht worden ist, wurde von der Festversammlung stehend mit lautloser Stille, die zugleich der Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit war, angehört. Zwei Stellen mußten in hervorragender Weise die Teilnahme in Anspruch nehmen. Der Kaiser wies auch in dieser Botschaft darauf hin, daß die deutsche Sprache noch gründlicher wie bisher in dem akademischen Leben einzuführen sei. Zum andern bekannte er sich nachdrücklichst zu dem „wesentlichen Zusammenhange und der fruchtbringenden Wechselwirkung zwischen akademischer Lehre und freier Forschung.“ Dieses Punktes wurde dann auch in der Antwort des Rektors D. Beyschlag mit besonders warmem Danke

gedacht, ebenso wie des Erscheinens des Prinzen Albrecht. Ein Mitglied des Hohenzollernhauses hätte dem Feste der Universität beiwohnen müssen, wenn dieses nicht des Sonnenscheins entbehren sollte. Der Dank des Rektors für die allerhöchste Botschaft und die Ansprache des Prinzen schloß mit einem Hoch auf Seine Majestät. Von den weitern Begrüßungen, wie sie durch die Vertreter des Ministeriums und Oberkirchenrats, der Provinz, der Geistlichkeit des Herzogtums Anhalt, der Städte Halle und Magdeburg, der einheimischen und auswärtigen Universitäten und der mit der Universität in engerm Zusammenhange stehenden Vereine und Körperschaften dargebracht wurden, ist es unmöglich, hier auch nur skizzenhaft den Inhalt wiederzugeben. Aber Ein Gefühl beherrschte alle Zuhörer: die Bewunderung der unübertrefflichen Art, wie sich der Rektor seiner überaus schwierigen Aufgabe, für die zahlreichen Huldigungen die rechte Antwort zu finden, entledigte. Nur Eine Stimme gab es in dieser Beziehung: schlagfertiger, feinsinniger, geistvoller und verbindlicher konnte diese Aufgabe nicht gelöst werden. Ein Beispiel für die anmutige Liebenswürdigkeit mag hier erwähnt werden. Als der Oberbürgermeister von Magdeburg bemerkte, er zöge vor, die Adresse nicht vorzulesen, erwiderte ihm der Rektor, er brauche sie nicht vorzulesen, da er sie in seinem Herzen ablese. Nicht vergessen werden soll aber auch, daß sich zur Freundlichkeit der offne Mannesmut gesellte. Seine persönliche Ueberzeugung hielt Beyschlag durchaus nicht zurück, ohne ängstlich abzuwägen, wie sie aufgenommen werden würde. Er scheute sich nicht, dem Präsidenten des Oberkirchenrats gegenüber die Hoffnung auszusprechen, daß es der leitenden evangelischen Kirchenbehörde nicht an dem sittlichen Mut gebrechen werde, der freien wissenschaftlichen theologischen Forschung innerhalb der preußischen Landeskirche Raum zu gönnen. So weit man hörte, hat allgemein diese in heutiger Zeit gewiß nicht übertrieben gepflegte Unerschrockenheit der eigensten Ueberzeugung, so sehr sie bemerkt wurde, einen günstigen Eindruck gemacht. So soll bei dem nachfolgenden Festmahl, das die Stadt einem eng begrenzten Kreise von Festgästen gab, Prinz Albrecht durch liebenswürdigste und eingehendste Unterhaltung den Rektor ausgezeichnet haben. Ueber das am Nachmittage von der Stadt gegebne, vom besten Wetter begünstigte Fest auf der Peißnitz kann der Berichterstatter schnell hinweggehen, da es hier an dem zusammenhaltenden Mittelpunkte fehlte und die grandiose, wohl weit über 5000 Teilnehmer zählende Festversammlung sich in einzelne Freundeskreise auflöste. Eine Saalefahrt nach Giebichenstein und ein außergewöhnlich glänzendes Feuerwerk, dem die reizvollen Ufer der Saale sehr zu statten kamen, machten den Schluß dieses ereignisreichen Festtags. Am Morgen des 3. August versammelten sich zunächst sämtliche Festgäste in den Räumen der Universität und begaben sich von dort in feierlichem Zuge, an dem auch die Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden, sowie auch die Deputirten der auswärtigen Hochschulen in Amtstracht teilnahmen, zu der Marktkirche. Wie die ganze Stadt bis in die kleinsten Gassen hinein sinnig geschmückt war, so bot insbesondre der an sich schon durch seine herrlichen Bauten wundervoll wirkende Marktplatz jetzt im Festgewande ein geradezu entzückendes Bild. Nachdem die Versammlung in der Kirche die wiederum umsichtig reservirten und angewiesenen Plätze eingenommen hatte, bestieg der Rektor die vor der gewöhnlichen eigens für diesen Zweck errichtete Festkanzel.

Seine Festrede, die inzwischen schon in den Deutsch-evangelischen Blättern zum Abdruck gelangt ist, schilderte in großen Zügen die Geschichte der Universität seit ihrer Gründung und wies nach, wie sie eng verflochten sei mit der allgemeinen Geschichte der deutschen Geistesentwicklung in den beiden letzten Jahrhunderten. Begreiflicherweise erfuhr bei dieser Darstellung der Werdegang der theologischen Fakultät eine gewisse Bevorzugung. Besondre Bewegung erregte die Erinnerung an den geschichtlichen Moment, in dem die Universität im Unterschiede von ihrer sonstigen Gepflogenheit auch einmal in einer politischen Frage Stellung nahm. Es ist nicht zu verwundern, daß Blätter von der Art der Kreuzzeitung an dieser Berufung auf das mutige Vorgehen Halles bei der einmütigen Erklärung der

preußischen Universitäten gegen den Zedlitzschen Volksschulgesetzentwurf Anstoß genommen haben. Die meisten Zuhörer werden darin keine Taktlosigkeit, der sich sonst schließlich jeder einmal der Regierung mit andrer Ueberzeugung Entgegentretende würde schuldig machen, gesehen haben, sondern wiederum ein erhebendes und erfrischendes Zeichen von Beyschlags mannhafter Gesinnung. Auf die Festrede folgten die Ehrenpromotionen der einzelnen Fakultäten, jedesmal durch deren zeitigen Dekan verkündigt. In den Auszeichnungen der theologischen Fakultät kam besonders die Rücksicht auf die Beziehungen zur Provinz zum Ausdruck. Der einzige, auch in weitern Kreisen bekannte, durch wissenschaftliche Verdienste ausgezeichnete Promovirte, zugleich der einzige Ausländer, war der englische Kirchenhistoriker Robinson. Auch unser jetziger Kultusminister Dr. Bosse befindet sich unter den durch die theologische Fakultät Doktorirten.

Am Nachmittage fand das Festmahl statt. Als wenn es sich auch bei einer so großen Festversammlung nicht anders gehörte, sprach Beyschlag ein kurzes, schlichtes Tischgebet, für das ihm mancher im Herzen gedankt haben wird. Von den zahlreichen Tischrednern konnten sich leider nur ganz wenige, wie der Rektor mit seiner warm empfundnen, gedankenreichen Rede auf den Kaiser, genügendes Gehör verschaffen. Sonst blieb der Inhalt den Meisten infolge der sehr schlechten Akustik des Saals und der angeregten Stimmung der über 500 zählenden Festgenossen unvernehmbar. Den schönen Abschluß der Hallischen Festtage bildete am Abend ein trotz der ungeheuern Menge der Anwesenden — man zählte mehr als 5000 Teilnehmer — sehr glänzend und harmonisch verlaufener Kommers, für den man die frühere Reitbahn in eine prächtige luftige Festhalle umgewandelt hatte. Die Begrüßung der Anwesenden übernahm der Rektor. Ihm schloß sich zunächst der frühere Kultusminister Dr. v. Goßler an mit einem zündenden Hoch auf den Kaiser. Unter den nachfolgenden Rednern erregten besondern Jubel und Beifall Professor Eduard Meyer mit seinem Trinkspruch auf den Fürsten Bismarck, an den auch ein Huldigungstelegramm abgesandt wurde, und Hofprediger Rogge mit seinen dem Rektor Beyschlag gewidmeten Worten. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß die studentische Jugend auch bei dieser Gelegenheit eine musterhafte Haltung bewahrte. Trotz der gewaltigen Menge der Teilnehmer und trotz lebhaftester Fröhlichkeit herrschten durchaus Zucht und Ordnung.

Zu den schon erwähnten festlichen Veranstaltungen, durch die sich die Jubilarin vermöge der dankenswerten Unterstützung des Ministeriums verdient gemacht hat, tritt eine umfangreiche wertvolle Festschrift, zu der jede Fakultät ihren Beitrag, zum Teil durch mehrere Mitglieder, geliefert hat. So bietet die theologische Fakultät durch ihren Dekan Professor D. Haupt eine 102 Seiten umfassende Untersuchung: „Zum Verständnis der eschatologischen Aussagen Jesu in den synoptischen Evangelien." Aus den übrigen Gaben dürfte den Lesern dieses Blattes noch interessant sein zu erfahren, daß der Pharmakologe Erich Harnack, ein Bruder unsers Kirchenhistorikers, eine Abhandlung: „Die Bibel und die alkoholischen Getränke" beigesteuert hat. An die Festlichkeiten in Halle reihte sich am 4. August die Fahrt nach Wittenberg als würdiger Schluß, nach dem Urteil mancher sogar der Höhepunkt der ganzen Feier. Am Bahnhofe in Wittenberg fand zunächst eine Begrüßung durch einen Vertreter des Gemeinwesens statt. In herzgewinnender Weise wußte auch hier der Rektor zu antworten, indem er den Wunsch äußerte, es möchte den Hallischen Festgästen gelingen, etwas von dem reichen Sonnenschein der Freude und des Jubels in die Schwesterstadt mit hinein zu tragen. Als dann später im Lutherhause bei der eigentlichen offiziellen Begrüßung der Besucher betont wurde, wie wenig Glanz und äußern Prunk Wittenberg seinem Empfange der Gäste verleihen könnte, nahm Beyschlag noch einmal zu einer größern Rede das Wort, Wittenberg und Rom einander gegenüberstellend. Weltliche Herrlichkeit verlange man von Wittenberg nicht. Wer solche suche, müsse sich nach Rom wenden mit seinen stolzen Paläften und prachtvollen Bauten, dorthin, wo in dem Vatikan mit seinen zahllosen Gemächern der Papst sicherlich nicht auf Stroh ruhe. Dem überwältigenden Eindrucke dieser Ansprache, von der in kurzen Worten kein Bild gegeben werden kann, verlieh Professor Dr. Binding aus Leipzig in einer hinreißenden Rede auf Beyschlag Worte. Dem Vertreter von Pisa, Professor Dr. jur. Serafini, der früher schon im Namen der auswärtigen Universitäten gesprochen hatte und nun sein Rom in Schutz zu nehmen suchte, erwiderte Beyschlag in seiner humorvollen Weise, er habe nicht an das werdende, sondern an das vergangne und vergehende Rom gedacht. Nach dem Frühstück begaben sich die Festgenossen in die neu hergestellte Schloßkirche, und wie von einem gemeinsamen Impuls ergriffen, stimmten dort die Versammelten einen Choral an. Die weitere noch zur Verfügung stehende Zeit bis zur Rückkehr des Extrazuges nach Halle wurde zur Besichtigung der übrigen Sehenswürdigkeiten von Wittenberg benutzt.

Blicken wir auf das ganze Fest noch einmal zurück, so werden sich die reichen vielgestaltigen Eindrücke kaum besser zusammenfassen lassen als in das Gefühl herzlichsten Dankes und wärmster Anerkennung für das großartige, durch keinen Mißton getrübte, wahrhaft harmonische Gelingen aller Feierlichkeiten. Wen heutzutage wohl einmal in stiller Gelehrtenstube der bange Zweifel beschleichen will, ob nicht die große Zeit der deutschen Universitäten dahin sei, ob nicht unsre Hochschulen die rechte Fühlung mit den mächtigen Triebkräften unsers Volkslebens verloren haben, ob nicht an Stelle des frühern selbstlosen Idealismus und nur der Sache gewidmeter Arbeit geschäftsmäßige Betriebsamkeit und rücksichtsloses Geltendmachen der eignen Persönlichkeit getreten sei, dem wird dieses Fest aufs neue Mut und Vertrauen zur guten Sache deutscher freier Wissenschaft, Ansporn und Erhebung für ernste treue Weiterarbeit geschenkt haben. Und noch mehr: nicht leicht anderswo als in Halle konnte ein solches Fest gefeiert werden. Darum, weil es durchdrungen und beherrscht war von einem und demselben Geiste, dem Geiste des freien deutschen Protestantismus. Darum konnte ungezwungen diese akademische Feier in fast allen Veranstaltungen ein gewisses kirchliches Gepräge tragen, durch das niemand sich beengt zu fühlen brauchte. Der Mann aber, der um diese besondre Weihe des Festes die größten Verdienste sich erworben hat, war der gerade für dieses Jubiläum von seinen Kollegen erwählte Rektor. Möchte es der reichgesegneten Hallischen Hochschule auch in ihrem dritten Säkulum nie an solchen geistbegabten, überzeugungstreuen, mutigen protestantischen Männern fehlen.

Grafe

Die Kirche und die Kinder

3. Die biblische Unterweisung im Kindergottesdienste

Da unsre Kindergottesdienste evangelisch sein sollen, so ist die Hauptforderung, die an sie gestellt werden muß, die einer lautern und schriftgemäßen Auslegung des Wortes Gottes. Und dies ist der Punkt, wo die meisten und ernstesten Angriffe gegen die Kindergottesdienste einzusetzen pflegen.

Wir wissen ja alle aus Erfahrung, daß die lautere Verkündigung des Wortes Gottes nicht nur ein gläubiges Herz und begeisterte Liebe erfordert, sondern auch Kenntnisse und Uebung. Darum liegt die Predigt in der Hand eines besondern geistlichen Standes mit theologischer Bildung, und wir verwerfen es als ungesund und gefährlich, wenn in manchen Sekten jeder einfältige Mann für befähigt und befugt gehalten wird, die Schrift auszulegen. Wie steht es nun damit in den Kindergottesdiensten?

Die Natur der Kinder bringt es mit sich, daß sie eine längere Ansprache nur ganz ausnahmsweise ruhig mit anhören und etwas davon behalten werden. Sobald also der Kinderkreis etwas größer wird, muß der leitende Geistliche — daß die Leitung in der Hand des Pastors liegt, halten wir unter allen Umständen für das Richtige — durch Helfer und Helferinnen unterstützt werden. Damit soll indessen die Ausnahmeerscheinung von Kindergottesdiensten mit tausend und mehr Kindern, wie ich sie z. B. in Berlin kennen gelernt habe, nicht etwa als zu Recht bestehend anerkannt werden. Die

zulässige Zahl dürfte höchstens vierhundert Kinder sein. Wer sind nun die Helfer und Helferinnen? Jene gewöhnlich junge Studenten oder Kandidaten der Theologie, für die die Thätigkeit im Kindergottesdienste eine höchst wünschenswerte Einführung in die Praxis ist, aber auch einfache Leute, die nichts als ihre Liebe und oft genug ein wunderlich verschrobnes Schriftverständnis mitbringen; diese junge Mädchen, Mitglieder unsrer Jungfrauenvereine, Töchter kirchlicher Familien, bestenfalls eine oder die andre Diakonisse. Man kann nicht leugnen, daß dem größten Teile dieses Helferkreises auch die einfachsten pädagogischen und theologischen Vorbedingungen zu ihrem Amte fehlen. Und ich kann begreifen, daß sich der Spott und das ernste Bedenken der Kreise, die wissen, wie schwer es ist, biblische Geschichten auszulegen, also namentlich der Lehrer, gegen diese Zuziehung von Laien richtet, und daß auch manche Geistliche unter dem Gewichte dieser Erwägungen entweder ganz auf Helfer verzichten oder deren Thun auf eine bloße Beaufsichtigung beschränken.

Dennoch meine ich, daß im Kindergottesdienste das System mitunterrichtender Helfer ganz unentbehrlich ist, und daß die hervorgehobnen Schwierigkeiten sich zwar nicht ganz beseitigen, aber doch mildern lassen. Nämlich dann, wenn der Geistliche bei der Auswahl der Helfer streng verfährt, wenn die Helfer ihr Amt möglichst ernst nehmen, und wenn der Leiter sich selbst den gebührenden Einfluß sichert. Zum ersten Punkte gehört allerdings auch, daß das Angebot von Helfern aus der Gemeinde größer, die Lust und Liebe der Befähigten zu dieser Arbeit größer wird, damit der Pastor wirklich eine Auswahl treffen kann und nicht genötigt ist, aus Mangel jede willige Kraft anzunehmen. Gerade dazu möchten diese Zeilen im Leserkreise der Christlichen Welt werben. Ein gewisses Maß von Bildung und Takt gehört unter allen Umständen zum Helferberuf, und mit Recht hat darauf Zauleck in seinem hübschen „Werbe- und Instruktionsbüchlein für Helfer und Helferinnen Weide meine Lämmer!" ernst den Finger gelegt. Aber auch die best ausgewählten Helfer dürfen sich nicht selbst überlassen bleiben. Die regelmäßige Teilnahme an der Vorbereitungsstunde, die nicht etwa zu einer Art Bibelstunde gestaltet werden darf, sondern auch die methodische Verwertung der am folgenden Sonntag zu behandelnden Lektion ausführlich erörtern muß, ist eine unerläßliche Bedingung. Wer da gefehlt hat, kann auch am Sonntage nicht mit unterrichten. Außerdem aber giebt es eine Reihe trefflicher Schriften, aus denen der Helferkreis wie die Leiter genügend Belehrung schöpfen können. Schon oben habe ich die Bremer Zeitschrift „Der Kindergottesdienst" erwähnt; ich möchte sie hier nochmals dringend empfehlen. Sie bringt nicht nur sachkundige Erörterungen über Fragen der Organisation und Methode, Mitteilungen aus der Erfahrung und Proben besonders guter Kinderansprachen und Katechesen, sondern sie liefert auch eine Fülle des unentbehrlichen Geschichtenmaterials, über dessen Fehlen man fast in jedem Kindergottesdienste klagen hören kann. Eine umfassende Orientirung über die „Praxis der Sonntagsschule" bietet das freilich schon 1877 zum letztenmale aufgelegte, gleichnamige Buch von Tiesmeyer. Will man den rechten Ton des Umgangs mit Kindern kennen lernen und — darf ich hinzufügen — sich zugleich ein paar Stunden herzerwärmender Freude bereiten, so greife man zu der von Tiesmeyer und Zauleck veranstalteten „Sammlung von Predigten und Ansprachen, vor Kindern gehalten. Wie man Kindern den Heiland zeigt," unter denen zwar nicht alle gleichwertig, einzelne aber, wie die des verstorbnen Generalsuperintendenten D. Möller, vorbildlich sind. Solche Hilfsmittel werden, gewissenhaft benutzt, es den Helfern gewiß erleichtern, sich in die ungewohnte Arbeit hineinzufinden. Zwar tüchtige Pädagogen werden sie nicht dadurch, und sie sollen sich immer vor Ueberhebung hüten; aber eine große Zahl der Bedenken, die gegen ihr Thun erhoben werden, können sie in der That durch Eifer und Ernst entkräften. Sie sollen ja auch nichts andres sein, als eben Helfer des Pastors. Er hat die hauptsächliche Verantwortung zu tragen, und von seinen Vorbereitungsstunden wie von seiner Unterweisung selbst hängt das Gedeihen des Kindergottesdienstes wesentlich ab. Deshalb muß

er sich auch den gebührenden Einfluß sichern. Es ist wohl selbstverständlich, daß er die Helfer persönlich kennen und daß sein Urteil für sie maßgebend sein muß. Ebenso selbstverständlich sollte sein, daß kein Kindergottesdienst ohne das nachdrückliche Hervortreten des Pastors, geschweige denn ohne seine Anwesenheit gehalten wird. Er bestimmt die Lieder — eine sehr wichtige Sache, er betet mit den Kindern; vor allem aber hält er die zusammenfassende Schlußansprache oder Katechese. Es wird gut sein, den Helfern lediglich die Erklärung und Einteilung des Schriftabschnitts zuzuweisen, die religiöse Verwertung und Anwendung aber in der Hand des Pastors zu belassen. Ob er sich dabei wieder des Zwiegesprächs oder der Ansprache bedienen will, ob er das Ganze in einem leicht behältlichen Spruch oder Liedervers oder in einer knappen Geschichte auslaufen lassen will, das sind technische Fragen, die je nach der Art des Textes und dem Geschmack des Lehrers entschieden werden müssen. Jedoch sollte in der ganzen Einrichtung der Unterweisung keine allzugroße Eintönigkeit gelitten werden; selbst die Gruppenunterweisung kann getrost einmal ganz ausfallen und der Pastor allein unterrichten. Vor allem bedürfen auch die Festtage einer besondern Auszeichnung; und für eine kurze Kinderpredigt wird man an ihnen die Ohren der Kleinen am leichtesten zu gewinnen vermögen.

Auf diese Weise wird sich die Schwierigkeit, die aus der Mitarbeit ungeschulter Kräfte erwächst, soweit es in dieser unvollkommnen Welt überhaupt möglich ist, heben und die gesunde Kirchlichkeit der Schriftauslegung im Kindergottesdienste verbürgen lassen.

Eine für den Segen der Schriftauslegung sehr wichtige Frage ließe sich hier anknüpfen, nämlich die nach der Auswahl der zu besprechenden biblischen Abschnitte. Ich habe den Eindruck, als ob hier noch am meisten zu bessern, namentlich das Verhältnis zum Religionsunterricht der Schule noch genauer zu erwägen wäre. Am richtigsten schiene mir, überhaupt keine Schriftabschnitte heranzuziehen, die schon in der Schule behandelt werden; wenn es aber doch geschieht, dann wenigstens aufs strengste dem Wortlaut des in der Schule gebräuchlichen biblischen Geschichtenbuchs zu folgen. Sonst richtet man fast unvermeidlich in den Köpfen der Kinder Verwirrung an und bereitet den Lehrern Verdruß. Diese Forderung — überhaupt auf die schon in der Schule behandelten Stoffe zu verzichten — erscheint mir auch ganz gut durchführbar. Wenn die Kinder in den Konfirmandenunterricht kommen, steht der Pastor fast immer vor der Unkenntnis einer großen Zahl sehr bedeutsamer Schriftstellen, für die der Lehrplan der Schulen keinen Raum mehr bot und, wenn nicht die oberste Forderung der Gründlichkeit verletzt werden sollte, nicht bieten konnte. Es wird wirklich von der Schule noch Stoffes genug und übergenug übrig gelassen, um den Kindergottesdienst fruchtbar zu gestalten.

4. Die Festfeiern der Kindergottesdienste

Eine besondre Besprechung verdienen die Festfeiern, als die Höhepunkte und Anziehungskräfte der Kindergottesdienste. Auch weil an ihnen deren Notwendigkeit am deutlichsten hervortritt. Wir nennen wohl Weihnachten das Fest der Kinder, — aber ein christliches Fest ist es doch nur dann, wenn die Kinderfreude über den Jubel an Geschenken und Süßigkeiten hinaus zur Freude am Christkinde vertieft wird. Natürlich liegt das größtenteils in der Macht der Eltern. Das wäre kein rechter heiliger Abend, dem nicht die Weihnachtsgeschichte und etliche Weihnachtslieder die Weihe gäben. Aber sollte nicht auch die Kirche hier etwas thun? Aus dieser Erwägung heraus hat man zuerst Kinderfestgottesdienste eingerichtet, auch da, wo ein regelmäßiger Sonntagskindergottesdienst noch nicht bestand; und auch heute noch ist der gegebne Weg, für den Wert der Kindergottesdienste in der Gemeinde Stimmung und Verständnis zu erwecken, das Abhalten solcher Festfeiern.

Ich meine nun, daß gerade bei solchen Feiern das unterrichtende Element ganz zurücktreten soll. Da soll alles Feier, andächtiges Staunen, stummes Ueberwältigtwerden sein. Deshalb muß dabei die Hauptsache der liturgische Teil sein und die Unterweisung höchstens auf eine ganz kurze Ansprache des

Geistlichen beschränkt werden. Sehr schön ist es, wenn auch die Augen der Kinder durch ein besondres Festsymbol gefesselt werden, z. B. Weihnachten durch einige lichtergeschmückte Christbäume, Pfingsten durch den Maienschmuck des Altars. An diesen Gottesdiensten sollte nun auch immer die Gemeinde der Erwachsenen teilnehmen und mitfeiern. Es ist eine treffliche Abwechslung, wenn dann manche Choräle von allen Anwesenden, andre wieder nur von den Kindern gesungen werden. Auch ein Kinderchor kann zum Schmuck herangezogen werden. Wiederum geben eine treffliche Anleitung zur Gestaltung solcher Festfeiern die beiden Schriften von Tiesmeyer und Zauleck: Die Weihnachtsfeier der Kinder, sechs Weihnachtsandachten und: Die Festgottesdienste der Kinder, zwölf liturgische Andachten für die Oster-, Pfingst- und Trinitatiszeit.

Zu diesen kirchlichen Festen sollte dann in allen Kindergottesdiensten noch eins hinzukommen, in dem die Kinder ihren Kindergottesdienst selbst feiern. Dafür fehlt meines Wissens noch ein Formular. Aber gerade dieser Feier ist Wert beizulegen, denn die Kinder sollen zum Dank dafür angeleitet werden, daß sie Gottesdienste haben. Erst dann wird der Zweck erfüllt, ihnen diese so lieb zu machen, daß sie das Bedürfnis danach aus der Kinderzeit mit in das Erwachsenenalter nehmen.

5. Das Verhältnis der Kinder zu ihren Lehrern

Es ist fast allgemeine Erfahrung, daß sich zwischen den Kindern und ihren Lehrern oder Lehrerinnen sehr schnell ein vertrautes, oft zärtliches Verhältnis anknüpft. Hierin liegt hauptsächlich das Beglückende für den Helferkreis. Aber es ist die Frage, ob dies Verhältnis auch im Alltagsleben weiter ausgebildet, kurz, ob daraus ein wirklich seelsorgerliches Verhältnis hergeleitet werden soll.

Mir will scheinen, als ob die meisten Instruktionsbüchlein für die Helfer hierin etwas zu weit gehen, wenn sie das fordern. Gewiß kann der Kindergottesdienst auch auf die Woche und das Haus wirken, z. B. durch Kinderbibliotheken, Verteilen von guten Zeitschriften für die Eltern und hier und da mit Erfolg eingerichtete Kindersparkassen. Aber eine nüchterne Beurteilung des Helfermaterials wird doch davon abhalten müssen, diesen auch seelsorgerliche Pflichten aufzuerlegen und sie zu Hausbesuchen bei den Kindern und deren Eltern anzuhalten. Dazu mangelt ihnen nicht nur oft die Zeit, sondern auch das Geschick. Mir sind auch Fälle bekannt, wo besorgte Mütter ihren zur Hilfe im Kindergottesdienste wohlgeeigneten Töchtern die Erlaubnis eben aus Scheu vor dieser weitergehenden Verpflichtung versagten, — und man kann deshalb nicht schelten. Für den Geistlichen aber ist der Weg durch die Kinder zu den Eltern ein sehr wertvoller. Und wer es weiß, wie schwer es namentlich für einen jungen Geistlichen ist, wirklich in die Gemeinde hineinzudringen, der wird ihm diesen Weg gern offen halten.

Eine Gelegenheit aber, das Verhältnis der Kinder zu ihren Lehrern noch unbefangner und herzlicher zu gestalten, sollte nicht versäumt werden: der gemeinsame Spaziergang mit gemeinsamen Spielen. Hier ist die Möglichkeit geboten, die Kinder einmal von einer ganz andern Seite kennen zu lernen, ihnen Liebe und Vertrauen abzugewinnen. Wer mit Kindern spielt, wird immer ihr besondrer Liebling sein.

Vielleicht ist es gut, hier noch eine Befürchtung zu zerstreuen, die manche sonst Willige von einer Beteiligung am Helferdienst zurückhält. Ich meine die Sorge, nicht genug Autorität zu besitzen und daher mit den Kindern nicht fertig werden zu können. Demgegenüber darf die Erfahrung angerufen werden, daß die Aufrechterhaltung der Disziplin fast niemals Schwierigkeiten bereitet hat, und nur in ganz ungewöhnlichen Verhältnissen eine Neigung der Kinder zu Unarten und Ungezogenheiten beobachtet ist. Fast überall finden die Kindergottesdienste bei den Kindern freudiges Entgegenkommen. Leider nicht ebenso bei den Erwachsenen. E F

Zu dankbar-frommem Andenken an D. Georg Daniel Teutsch

Uebersicht: 1. Siebenbürgens Land und Volk; 2. Teutschs Entwicklung; 3. Der Schulmann; 4. Der Geschichtsschreiber; 5. Der Führer; 6. Der Bischof seines Volkes; 7. Teutschs Heimgang und Gedächtnis

1

Einen rechten und echten evangelischen Bischof haben wir zu unsern Zeiten schauen dürfen: von Einfluß auf sein Volk, wie einst die großen Bischöfe der alten Kirche, aber nicht gleich den bedeutendsten von ihnen ein Hierarch, war er ein wirklich evangelischer Bischof.

„Wir haben ihn nicht mehr! das ist der kurze Ausdruck für einen unnennbar schweren Verlust, der unser Volk betroffen hat,“*) so hat das Sachsenvolk von der „Felsenburg der Südostkarpathen“ her um seinen Georg Daniel Teutsch geklagt. Auch im deutschen Mutterlande war er ein bekannter Mann geworden. Kann man doch sagen, daß, was in Deutschland von Kenntnis siebenbürgischer Verhältnisse und von Teilnahme an dem tragischen Geschick der sächsischen Nation vorhanden ist, zu einem erheblichen Teil mit Beziehungen zu Teutsch zusammenhängt. Auch in Altdeutschland hatte er viele Herzen an sich gekettet, auch in Altdeutschland trauert ihm eine Freundschaft und Liebe nach, die in diesen Blättern nur erneuten Ausdruck sucht.

Mit kurzen Strichen hat Teutsch selbst**) uns sein Land gezeichnet:

Im Osten der österreichisch-ungarischen Monarchie erhebt sich aus den unabsehbaren Tiefebenen der Theiß und der untern Donau ein Hochland, gering an Größe, doch reich an Schönheiten und Schätzen der Natur. Sein Flächenraum beträgt nicht voll 955 Geviertmeilen. Im Anschluß an Ungarns nördlichen Bergwall umgeben es von allen Seiten mächtige Gebirgsketten, die Karpathen. Weithin ins Land siehst du die vielgestaltigen Felsenkuppen und Zinnen bis 8000 Fuß hoch und darüber, den größten Teil des Jahres mit leuchtendem Schnee bedeckt, in die blauen Lüfte ragen. Mit seinem größten Teil dacht es sich gegen Westen und Südwesten ab; dahin weisen seine bedeutendsten Flußgebiete und führen seine breitesten Thäler, während der Gebirgswall nur wenige und meist schwer gangbare Pässe gegen Mittag in der Tiefebene der untern Donau, gegen Morgen zu den weiten Slawenebenen Rußlands öffnet, also daß der Herr selber das Land auf die Grenze abendländisch-europäischer Bildung hingestellt hat wie ein natürliches Bollwerk zu einer starken Wehr gegen nordische Barbarei und der Türken früher so gewaltigen Christenhaß.

Von den hohen Grenzgebirgen ausgehend durchziehen meist waldgekrönte Bergreihen das Land nach allen Richtungen. In überraschender Fülle birgt dieses Salz und kostbare Erze jeder Art, von dem Eisen, womit man das Leben schirmt, bis zu dem Golde, das es so oft verdirbt. Zahllose Heilquellen entströmen dem Schoße der Erde; Bäche und Flüsse verschönern und bewässern, vom riesigen Ringgebirge in schäumendem Sturz den tiefern Thälern zueilend, das Land. An sonnigen Berghalden glüht die Rebe und blüht der edle Obstbaum; in den Thälern wogt das Weizenfeld; hoch oben zwischen den Felsenklippen des Gebirges, über welchen der Adler seine stillen Kreise zieht, weidet die Gemse; der tiefere Wald, in dessen Dunkel noch der Bär haust, birgt das scheue Reh; an zahmen Haustieren ist nirgends Mangel. Das ist das Land Siebenbürgen.

Sein Name wurde einst von den ersten sieben Burgen (septem castra, septem arces) hergeleitet; neuerdings führt man ihn auf die erste Ansiedlung im Cibinsthal (Cibinsburg) zurück.

In diesem Lande herrscht eine bunte Mannigfaltigkeit von Nationen und Bekenntnissen: dort Rumänen und Magyaren, hier römischer und griechischer Katholizismus, Protestantismus und Unitarismus (Sozinianismus).***)

„Im Süden und Nordosten des Landes auf weiter Strecke mitten zwischen Völkern fremder Zunge und Art wohnen bereits seit mehr als 700 Jahren Deutsche und Sachsen. Nachdem Siebenbürgen, einst zu Dazien, dann zum römischen Reiche gehörig, wiederholt von den Stürmen der Völker-

*) Aus der ganz trefflichen „Rede, gehalten am 12. Dezember 1893 im Saale des Honterusgymnasiums in Kronstadt“ von Franz Herfurth. Hermannstadt, W. Krafft, 1894.

**) Im Eingang seiner „Geschichte der Siebenbürger Sachsen,“ zweite Auflage.

***) Vgl. in der Sammlung von Vorträgen, herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff, IV, 2/4: Siebenbürgen. Reisebeobachtungen und Studien. Nach Vorträgen von (dem seither verewigten ausgezeichneten) Professor G. vom Rath, Geh. Bergrat. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung, 1880.

wanderung, zuletzt und noch zur Zeit König Stephans I. von Ungarn von den Petschenegen überflutet worden war, hatte König Geisa II. (1141—1161) Deutsche aus Flandern, hernach vom Mittel- und Niederrhein — also wohl mehr Franken als Sachsen, wie auch die Sprache ergiebt — in den südlichen Teil des Landes gerufen, und 1211 war das Burzenland von König Andreas II. dem deutschen Ritterorden verliehen worden, der es ebenfalls mit deutschen Kolonisten besiedelt hatte.

Und wenn das Land reich ist an Wundern der Natur, so ist es gewiß kein kleines Wunder, daß fern vom Mutterlande hier deutsche Stämme sich angesiedelt, Sprache und Volkstum bewahrt und in Freiheit und Gleichheit ein Gemeinwesen sich gegründet, das seines Gleichen wenig hatte, soweit die Sonne scheint.*)

Aus diesem Volk und Gemeinwesen ist Georg Daniel Teutsch hervorgegangen.

2

Teutschs Heimat und erste Wohnstätte war auf dem alten Königsboden, im eigentlichen Sachsenlande — Schäßburg, am Großen Kokel. Was die Stadt für ihren begabten Sohn sein mußte, hat Dr. Vormeng in seiner Gedächtnisrede am 12. Dezember vorigen Jahres im Festsaale des Berliner Rathauses**) in ansprechender Weise ausgeführt:

Noch heute umgeben mächtige, halb verfallne Mauern die Stadt, hie und da überragt von stattlichen Türmen. Prächtige, alte, festungsartige Thore führen zu den engen winkligen Straßen, die nur hin und wieder sich erweitern, um einem Marktplatz oder einer Kirche Raum zu gewähren. Das Städtchen zieht sich an einem Berge hinauf. Auf dem Gipfel erhebt sich die alte, mit Türmen und Mauern wohlverwahrte Stadtburg; dicht dabei die Schule; neben dieser die schöne, im fünfzehnten Jahrhundert erbaute Bergkirche. Ringsumher liegen ehrwürdige, epheubewachsene Gräber der Vorfahren. Hier redet jeder Stein von großen Tagen; und hier hat der Jüngling oft sinnend gestanden und die Bilder der Vergangenheit an seiner Seele vorüberziehen lassen.

Da sah er seine Vorfahren, gerufen im zwölften Jahrhundert von Ungarns Königen ad retinendam coronam, zum Schutze der Krone, heranziehen von den Gestaden des Niederrheins und das öde Land in Besitz nehmen. In der einen Hand die Pflugschar, in der andern das Schwert: so schufen sie aus Wüsteneien blühende, lachende Gefilde, erbauten Städte, Dörfer, Burgen und errichteten dem Deutschtume eine sichere Stätte. Er sah die furchtbaren Zeiten der Türken- und Mongoleneinfälle; die Fluren und Kornfelder zerstampft und zertreten von den Hufen feindlicher Rosse; die Städte und Dörfer eingeäschert, die wehrlosen Landbewohner hingemordet; die waffenfähige Mannschaft, die Greise, Kinder, Frauen hinter den Burgwällen monatelang dem furchtbaren Feinde Trotz bieten. Er sah, wie man in der höchsten Not die Kirchen zu Festungen umwandelte, mit Wällen, Gräben, Schießscharten und Brustwehren ausstattete, um heldenmütig standzuhalten. Er sah das Deutschtum, scheinbar vernichtet und ausgerottet, immer wieder wie einen Phönix aus der Asche sich erheben und sieben Jahrhunderte hindurch allen Fährlichkeiten wiederstehen.***)

Hier in Schäßburg war Teutsch am 12. Dezember 1817 geboren.

Abgesehen von dem Reiz einer malerischen Lage und geschichtlich denkwürdiger Erinnerungen waren zunächst freilich die Verhältnisse in Schäßburg überaus schlicht.

Dort steht das Haus in der Baiergasse zur rechten Hand, wenn man vom Markt kommt, neben dem scharfvorspringenden Eckhaus, mit Schindeln gedeckt, eins jener Häuser, wie sie früher dort häufig waren.

Es war ehemals städtisches Eigentum und dann in Besitz der Familie gekommen. Eigentlich hatte das — stets von Ueberschwemmungsgefahren bedrohte — Haus nur zwei Zimmer.

Das vordere größere war alles in allem, Familien-, Schlaf-, Speise-, Empfangszimmer, während das kleinere daneben (hernachmals) dem jungen Lehrer, später auch noch dem Rektor als Arbeitszimmer diente.

Der Vater Martin Benjamin Teutsch war ein Seifensiedermeister: auf dem Boden ward noch lange der Mohr bewahrt, der einst als Schild gesagt hatte, daß die Seife des Besitzers auch Mohren weißwaschen könne; die Mutter hieß Katharina, geborne Weiß, und noch in reifsten Jahren gedenkt der Sohn am Katharinentage der Zeit, wo er zu Füßen der

*) Teutsch a. a. O.

**) Das Deutschtum im Auslande, Mitteilungen des Allgemeinen deutschen Schulvereins, 13. Jahrgang, Januar 1894.

***) In die Zeit eines der oben geschilderten Türkeneinfälle führt in lebhaft darstellender Weise der historische Roman aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen: Georg Hecht, von Traugott Teutsch (Hermannstadt, W. Krafft, 1893). Wir haben auf dies farbenreiche und lesenswerte Buch bereits aufmerksam gemacht (vgl. Nr. 26).

gemütvollen und freundlichen Mutter gespielt. Gute alte einfache Sitte, nach Brauch und Herkommen der Vorfahren herrschen in der ehrenfesten Bürgerfamilie. Mit fünf Jahren wandert das Knäblein zur Schule auf der lindenumrauschten Höhe des Schäßburger Schulberges; aber vom Vater selbst empfängt er daheim noch Unterricht im Schreiben und Rechnen. Im August 1837 zieht der Herangewachsene nach pflichtmäßig bestandner Maturitätsprüfung zur Kaiserlich Königlichen Evangelisch-theologischen Lehranstalt in Wien; zehn Tage dauert die Fahrt im Wagen bis Pest, wo das freudig angestaunte Dampfboot bestiegen wird. Aber die Wiener Hochschule entsprach den Hoffnungen, mit denen er, getragen von aufstrebendem und durch treffliche Lehrer genährtem Gedankenfluge, sie aufgesucht, nicht im mindesten. Da blieb nichts übrig, als daß die Eltern sich zu dem Opfer entschlossen, die Kosten für das weitere Studium zu Berlin, an der einzigen damals erlaubten deutschen Hochschule, aufzubringen. Fürs Wintersemester 1838 eilt er dorthin; lange bekommt er keinen Brief aus der Heimat; der, der endlich kommt, bringt die Nachricht vom Tode des Vaters, der auf einer Geschäftsreise nach Hermannstadt erkrankt und am 31. Oktober gestorben ist. Treue Mitbürger griffen zu und halfen der Witwe das Nötige zur Beendigung der Studien ihres Sohnes aufbringen, der, wie er an seinem siebzigsten Geburtstage noch dankbar bezeugte, sich nun „teilhaft fühlte des großen Glückes, an der ersten Universität des Mutterlandes die ersten Meister der Wissenschaft hören zu können.“ Es waren die Theologen Neander und Twesten, die Philologen Bopp, Böckh und Zumpt, Ranke der Geschichtsschreiber und Ritter der Geograph. — Am 10. Juni 1842 wurde Teutsch in Schäßburg als Lehrer angestellt, im Sommer 1850 zum Gymnasialdirektor gewählt. Eine erste Gattin, Charlotte Berwerth, starb schon nach Jahresfrist 1845; an ihre Stelle trat deren Schwester Wilhelmine, die die Mutter einer stattlichen Kinderzahl werden sollte. War der Gatte vielbeschäftigt, dazu oft wochenlang abwesend, auf der Gattin lagen zumeist die häuslichen Sorgen, die Wirtschaft, Meierhöfe und Gärten, die Büffel im Stall, die Schweine im Koben. Allmählich wurden die Kinder, vermehrt durch Genossen aus „Freundschaft“ und Nachbarschaft, sich selbst genug.

Doch empfanden sie heranwachsend den vollen Pulsschlag eines größern Lebens, das das Haus mit der Welt verband, ahnten ein größeres Allgemeines, in dessen Dienst die Arbeit desselben stand.

Als am 20. April 1863 an den Direktor der Ruf ins Pfarramt nach Agnetheln erging, geriet ganz Schäßburg in Aufregung. Es ist dies dort der Weg: so enge waren Schule und Kirche von alters verbunden, wie denn Geistliches und Weltliches hier überhaupt enge zusammenhängt. Der Agnethelner Pfarrhof war stark verfallen. Vieles mußte erneuert werden; manches gewann eine ansehnlichere und erfreulichere Gestalt. Immer noch war die Lebenshaltung sehr bescheiden. Das Blatt der Familie Teutsch, dem wir vieles entnehmen dürfen, erzählt:

Am Abend saß man im Schlafzimmer zusammen beim Schein einer Kerze, bei der alle Arbeiten gemacht wurden, der Vater brannte Oel. Es wurde als großer Fortschritt begrüßt, als das Vorhaus abendlich mit einem kleinen Flämmchen düster erhellt wurde, das der schwimmende Docht in dem zur Hälfte mit Wasser gefüllten zerbrochenen Becher spärlich spendete, und als eine Oellampe von Hermannstadt einst mitgebracht wurde, die die Familie beim vorsichtigen Auspacken anstaunte.

Aber an den eignen Pferden freute sich Jung und Alt; seinen Aeltesten zur Seite ritt der Pfarrer zuweilen selbst hinaus, und sein Gespräch suchte den jungen Geist „zur Höhe“ zu führen. Und während der Gatte mit Stolz auf die wachsenden Bäume, die blühende Rose und den duftenden Flieder sah, ruhte mit nicht geringerer Befriedigung das Auge der Hausfrau auf dem Gartengemüse und einem Dutzend selbstgezogner Truthühner. Und hinter dem Garten breitete in zauberhaftem Anblick das Gebirge sich aus bis in dämmrige Ferne.

In Agnetheln aber war es auch und gleich im ersten Jahre, wo ein Typhus den Pfarrer befiel, der wochenlang sein Leben bedrohte. Der Volksglaube hatte es vorausgesagt, da plötzlich der Spiegel herunterstürzte, und die Pfarrfrau ihn mit genauer Not vor der Zertrümmerung bewahrt hatte. Aber ein

Freund tröstete: „Wir werden ihn nicht verlieren, denn wir brauchen ihn noch.“ Langsam genas der Kranke.

Am 19. September 1867 wurde — nach dem Tode Bischof Binders — der Agnethelner Pfarrer, der mittlerweile Dechant von Schenk geworden, zum Bischof der evangelischen Landeskirche A. B. gewählt, und im November des Jahres fand die Uebersiedlung nach Hermannstadt in zwei Wagen, denn einer faßte nicht alle Glieder des Hauswesens, statt. Es war kein leichter Abschied und zugleich der Sprung in ganz neue größere Verhältnisse. Da Hermannstadt jetzt zuerst wieder Bischofssitz wurde, mußte für gar manches eine neue Form gefunden werden. Erst im Jahre 1868 konnte die würdige Wohnung, die die Landeskirche erworben hatte, bezogen werden. Hier erblickten noch zwei Kinder das Licht der Welt. Zu den eignen Kindern gesellten sich hernach Schwiegerkinder. Das freundliche Hausgärtchen mit dem großen Kastanienbaum, früher einer schönen Trauerweide, den frühblühenden Aprikosen, den prächtigen Rosen, den zeitigen Trauben, der Lieblingsplatz aller, mußte Ersatz geben für die größern Gärten der verlassenen Wohnorte. Die Hausfrau mußte repräsentiren lernen. Bescheiden, so ungefähr lautete es sinnig in der von Stadtpfarrer Dr. Müller gehaltenen Leichenrede, blieb allezeit der Hausstand, Gold und Silber war nicht im Ueberflusse vorhanden, aber doch genug, um des Hauses Ehre zu wahren. Gäste kamen und gingen, gerufen und ungerufen, doch gern gesehen — im zweiten Stock befand sich das viel benutzte Gastzimmer —, und wenn die Sorge zuweilen sich einstellte und die Frage auf die Lippen trat: was wird das sein unter so viele? — es reichte. Kaum jemand hat ohne Dank die gastliche Stätte verlassen. Der 18. Juli 1891 brachte schweres Leid, da eine zu Kronstadt verheiratete geliebte Tochter ihr Mutterglück mit dem Leben bezahlte. Der Vater trug tiefe Trauer um sein Kind, doch nicht einen Augenblick wie die, die keine Hoffnung haben. Nicht ganz zwei Jahre später, am 2. Juli 1893 abends 8 Uhr, ward er selbst im sechsundsiebzigsten Jahre seines Lebens, im einundfünfzigsten seiner Amtsthätigkeit, nachdem ein tief erregender Aufenthalt in Budapest auch den kräftigen Organismus erschüttert zu haben schien, aus der Zeitlichkeit abberufen.

H

Bücher und Schriften

(Religion und Sozialdemokratie) Von H. Mügel, Pfarrer in Bischweiler (Elsaß). Straßburg, Heitz (Heitz und Mündel), 1894. 50 Pfge.

Wir haben selten eine so gute Darstellung der Frage gelesen, unter welchen Umständen das Christentum mit der Sozialdemokratie kollidire. Ihren wirtschaftlichen Bestrebungen, die sich im Kollektivismus konzentriren, vom Verfasser trefflich geschildert, steht das Christentum neutral gegenüber. Auch die sozialistische Expropriation zur Herbeiführung des Zukunftsstaates, falls sie — wie Kautzky wünscht — „so schmerzlos wie möglich vor sich gehe, friedlich und unter allseitiger Zustimmung,“ ist nicht unchristlich. Der Verfasser erwirbt sich wirklich ein Verdienst, daß er angesichts der noch so häufigen ungerechtfertigten Anklagen der heutigen Sozialdemokratie den revolutionären Charakter im engsten Sinne abschwächt: sie habe thatsächlich den Boden der Reformen, freilich radikaler Reformen betreten. Ihre Lossagung von den Anarchisten bestätige das. Die Reden vom „Teilen“ und von der „freien Liebe“ werden mit Recht als Märchen abgelehnt. Der mäßigenden Wirkung der Partei auf das ganze Volksleben wird gedacht: sie habe der Volksstimmung eben in geordneter Weise zum Ausdruck verholfen. Die Erklärung der Religion zur Privatsache wäre an sich unanstößig. Aber es verbirgt sich dahinter eine Verkennung des sittlich-religiösen Moments in der sozialen Frage, die eben nicht nur „Magenfrage“ ist. Trotz angeblicher Indifferenz gegen die Religion wird von den leitenden Geistern der Sozialdemokratie im Grunde doch Atheismus gepredigt. Im Materialismus freilich liegt letztlich der Grund, doch weist der Verfasser mit Recht darauf hin, daß die Sozialdemokraten nicht Atheisten sind als Sozialdemokraten, sondern als Kinder unsrer materialistischen Zeit. Diese Ausführung ist gegenüber dem frommen Bekreuzen vor dem Unglauben jener Partei seitens doch im Innern religiös indifferenter bürgerlicher Kreise sehr am Platze. Geschichtliche, wissenschaftliche und praktische Gründe führt Mügel für die Unchristlichkeit der Sozialdemokratie im weitern an: den Zusammenhang mit dem französischen radikalen Sozialismus und der radikalen deutschen Philosophie z. B. eines Feuerbach, die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung, angeblich von Marx begründet, die unsoziale Haltung der christlichen Kreise. Jüdischen Einfluß mit Pastor Schall zur Erklärung herbeizuziehen, sei verfehlt. Die den Interessen der „Agitation zur Verbreitung des materialistischen Appetits unter der Masse“ entgegenwirkende Kraft religiösen Denkens und Empfindens sei das Hauptmotiv der

Gegnerschaft. Sehr gefallen hat uns Mügels Betonung des Zwiespalts zwischen neuzeitlicher Bildung und überlieferten dogmatischen Vorstellungen, der viel vom sozialdemokratischen Christentumshaß erkläre. Er hofft hier mit vollem Recht von einem freien Protestantismus Hilfe, „der den felsenfesten Glauben an einen lebendigen Gott und die Kenntnis von ewigen, unabänderlichen, Welt, Natur und Menschenleben beherrschenden Gesetzen — als Aeußerungen des Gotteswillens — harmonisch in sich vereinigt.“ „Nur in einem freien Christentum“ heißt es S. 39, „das nicht die Unfehlbarkeit des Buchstabens und der Bekenntnisse, sondern das Gottesgnadentum der Vernunft, das Hoheitsrecht des Gewissens und der persönlichen Ueberzeugung proklamirt, dem erweiterten menschlichen Erkennen und den gesicherten Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung Rechnung trägt, nur in einem solchen freien Christentum wird, wenn es überhaupt geschieht, die Sozialdemokratie den Rückweg aus ihrem materialistischen Atheismus zu der Religion finden.“ Versteht man unter jenem freien Protestantismus den, der, wahrhaft geschichtlich gerichtet, in Jesus die Offenbarung des persönlichen Gottes der Heiligkeit und Liebe findet, so teilen wir jene Ansicht ganz. Ja wir gehen noch weiter und sind dessen gewiß, daß das alte Evangelium vom Reiche Gottes, das Jesus ist und bringt, in neuen Zungen und mit den Mitteln unsrer Zeit gelehrt und gepredigt, durch den religiösen Sozialismus der That besiegelt, die Herzen der sittlich Denkenden im Volke wiedererobern wird. Die Hoffnung des Verfassers, die Sozialdemokratie werde noch einmal gestehen müssen: „Galiläer, du hast doch gesiegt!“ ist darum die unsre. Wir bitten für das durchdachte, der Sozialdemokratie gegenüber gerechte und glaubensfreudige Schriftchen in unsrer Zeit der noch sehr allgemeinen „Sozialdemokratenhetze“ und des düstern Pessimismus um viele Leser!

v B

(Kleines Handwörterbuch der christlichen Symbolik) Von P. S. Liebmann. Leipzig, Reclams Universalbibliothek. Geb. 80 Pfge.

Dieses in dem bekannten Reklamschen Verlag als Doppelheft erschienene Schriftchen will als „Hilfsbüchlein zum Verständnis der wichtigsten Sinnbilder in der heiligen Schrift, im Dogma und im Kultus“ dienen. Der Verfasser versteht nämlich unter Symbolik die Wissenschaft von der Einkleidung religiöser Gedanken in äußere Zeichen oder Symbole. Schon diese Benennung des Buches läßt uns auf einen Katholiken als Verfasser schließen; denn wir Evangelischen bezeichnen mit dem Namen Symbolik oder symbolische Theologie bekanntlich die Disziplin, die sich mit den kirchlichen Bekenntnisschriften und deren Lehrinhalt unter Vergleichung der Lehrbegriffe der verschiednen Kirchen beschäftigt. Der in Freiburg lebende Verfasser sagt im Vorwort, daß ein konfessioneller Standpunkt nicht vorherrschend sei, sodaß die Bekenner aller Konfessionen darin Belehrung, Aufklärung und Erbauung finden können. Thatsächlich hält sich der auf korrekt katholischem Standpunkt stehende Verfasser von aller schroffen und verletzenden Polemik fern, und das sinnige Büchlein bringt manche nicht nur für den Theologen interessante Einzelheiten. So wenn bei „Apfel“ ein Volksglaube erwähnt wird, wonach in der Mitternachtstunde der Christnacht alle Aepfelbäume blühen und Früchte tragen, und alles Wasser Wein werden soll, oder wenn bei der Flucht nach Aegypten die Bäume von selbst ihre Aeste hinab reichten, damit das Christuskind die Früchte pflücken konnte. Wer sich für kirchliche Sage und Kunst interessirt, kann hier viel Beherzigenswertes finden. Auf der andern Seite wird der dogmatische Standpunkt des Verfassers sogleich durch das erste Wort gekennzeichnet: „Abel, der erste Fromme auf Erden, der nicht sündigte wie sein Vater Adam, keine Kinder hinterließ, von seinem bösen Bruder Kain erschlagen ward, gilt als Prototyp aller Priester, Heiligen und Märtyrer.“ Ferner: „Das Blutopfer ist das edelste. Daher vergießt der menschgewordne Gott selber sein Blut für die Sünde der Menschen.“ . . . Die Bäume neigten sich ehrfurchtsvoll und anbetend vor der Madonna; die Espe, dazu zu stolz, muß deshalb (zur Strafe) beständig zittern. . . . Gegenüber dem Tadel, den die katholische Kirche wegen der von ihr geübten Duldung und Förderung der Hexenprozesse seitens der Kritik erfährt, wird bemerkt: „Das Aufkommen des Hexenwesens in solcher Macht und weiten Ausdehnung stand in wesentlichem Zusammenhange mit den großen Zerrüttungen der Kirche vor, während und nach den Reformationsstürmen. Das Losreißen der Geister vom Glauben, und noch mehr von der Liebe, mußte solche Erscheinungen hervorrufen. . . . Es war ein von Faulheit und Feigheit gepflegter Teufelskultus, aus dem viel größere und zahlreichere Verbrechen hervorgingen, als in den Hexenprozessen irgend den alten Weibern aufgebürdet werden konnten. Die Hexenprozesse lüfteten die Decke nur von einem Teile der im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert im Schwange gehenden Teufelei“ (!).

K=E

(Magnhild) Erzählung von B. Björnson. Berlin, Gebrüder Paetel, 1878. 175 S. 3 Mk.

Um uns mit Stimmungen, Eindrücken, Empfindungen seiner Helden bekannt zu machen hat ein Dichter zwei Wege; er kann sie beschreiben, aufzählen, analysiren, aber das ermüdet den Leser und lenkt seinen Blick von der Handlung ab — oder er kann sie nur andeuten, sie uns aus einem kurzen Wort, aus einer Bewegung erkennen lassen. Diesen Weg, der an den Leser größere Anforderungen stellt, schlägt Björnson auch diesmal wieder ein. — Magnhild blieb allein am Leben, als der große Bergsturz den Bauernhof und alle seine Bewohner verschüttete: da sagten die Leute, sie habe eine „Bestimmung.“ Im Pfarrhaus nimmt man sie in Gnaden auf; dort hat sie ein ödes, geistig leeres Dasein, ein schlafendes Leben! Da kommt der alte Sattler aus dem Dorfe, ein Abenteurer, der sie mit hinausnehmen will in die Welt, deren Treiben sie kennen lernen soll; wenn sie wolle, könne sie auch dann

seine Frau werden. Widerstrebend folgt sie ihm mit geschlossenem innerm Auge; geblendet von der Neuheit, die sie umgiebt, scheint sie ihren letzten Halt zu verlieren, da wird sie geweckt — durch die Musik! Nun öffnen sich ihr die Thore einer höhern Welt, es fallen die Schranken, die ihrem unsicher-fragenden Blick die Ausschau versagten. Aber sie genießt das neue Glück nicht ungestraft, mit ihm kommt ihr die Einsicht von der Nutzlosigkeit ihres bisherigen Daseins: sie hat nichts gearbeitet, nichts ausgerichtet, an diesem und jenem gekostet, getändelt, geträumt — o wie thöricht! Eine ehemalige Freundin reißt sie heraus aus jener Mutlosigkeit und will sie mitnehmen in ein neues Land zu einem neuen Leben. Aber sie braucht nicht ohne Lohn und anerkennende Dankbarkeit aus der Heimat zu scheiden: im Pfarrhaus sehen sie ein, wie viel sie an dem treuen, selbstlosen Wirken ihrer Magnhild gehabt; die Kinder aus der Strickschule kommen und sagen, ihre Magnhild sei ihnen unentbehrlich; einer ihrer frühern Mieter schreibt ihr, wie sie seinem Leben eine neue Richtung zum Guten gegeben habe. Sie scheidet mit demütigem Dank dafür, daß sie so viel hat wirken dürfen — ohne es zu wissen. Nun weiß sie, was ihre „Bestimmung" war. — Giebt es nicht viele Menschen unter uns, die sich so überflüssig vorkommen und über ein nutzloses Dasein klagen, denen das große „Warum" ihres Lebens nie entschwinden will? Auf solche muß Björnsons tiefe und mächtige Erzählung wahrhaft erlösend wirken. Pl

(Von den letzten Dingen) Von Henry Varley in London. Hannover, C. Meyer, 1894. 1 Mk.

Ein Heft in der Ausstattung der Drummond-Broschüren, das unwissenschaftlich und geradezu unbiblisch seine Behauptungen den deutschen Evangelischen bietet, die gerade über die hier in Rede stehenden Fragen ganz ausgezeichnete Schriften besitzen und sich hoffentlich nicht durch die ihnen hier gebotenen Phantastereien verwirren lassen. Im letzten Drittel wird der Zweck dieser stilistischen Uebung ersichtlich: „Israels Zukunft als selbständiges Volk wird die göttliche und hervorragende Aufgabe Christi auf Erden sein (bei seiner Wiederkunft)." Wie mag der sonst treffliche Verlag zu diesem Kuckucksei gekommen sein?

Sch—p

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 34 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Cand. min., dessen Vikariat zum 1. Okt. abläuft, sucht Hilfsprediger- oder Lehrerstelle. Gute Empf. Off. u. **V. D.** an die Exped. d. Z.

Knaben (Engländer, Franzosen u. s. w.), die in Deutschland erzogen werden sollen, erhalten **Unterricht** und **Pension** in dem Hause eines theologisch gebildeten Lehrers. Auf Wunsch nähere Auskunft. Angebote zu richten unter **Dr. K.** an die Geschäftsstelle der „Christlichen Welt."

Pianinos von 350 bis 1500 ℳ
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. ℳ 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. **Zimmer**, Herborn, Bez. Wiesbaden.

Knabenpensionat in Bielefeld,

übernommen von Pastor **Dr. von Rohden**, früher Pastor in Helsingfors, vorzugsweise für Schüler, die das Gymnasium oder das Realgymnasium besuchen sollen. Prospekte und nähere Auskunft durch Pastor **Dr. von Rohden**, d. Z. Helsingfors, Herrn Pastor **Trautermann**, Bielefeld, Herrn **Heinr. Rebensburg**, Barmen, Frau **J. S. Carnap**, gb. Dörpfeld, Ronsdorf, Frl. **J. Keller**, Düsseldorf.

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,

enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial- und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.** Prospekt durch **Rektor Kühne**

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft- und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven-, Magen-, Hals- und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften v. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. Mosche, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Biete an

Zu den beigesetzten **sehr mäßigen Preisen**, alles **komplet** und **gut erhalten:**

Bibliothek der Kirchenväter. 80 Tle. **Geb.** (214 Mk.) für Mk. **120**
Langes Bibelwerk. Altes und Neues Testament. 1866/93. In 16 Hfzbdn. (177,20 Mk.) . . . . für Mk. **125**
Böhringer, F., Die Kirche Christi und ihre Zeugen. 8 Tle. 1842/56. (94 Mk.) . . . . für Mk. **25**
Leben u. Schriften d. Väter u. Begründer der **reform.** Kirche, v. Baum, Hagenbach u. s. w. 10 Tle. 1857/62. **Geb.** (69 Mk.) . . . . für Mk. **22**
Philippi, F. A., Glaubenslehre. 9 Tle. m. Reg. 1870/90. **Hfzbde.** (64,80 Mk.) . . . . für Mk. **50**
Piper, F., Zeugen der Wahrheit. 4 Bde. 1874/75. **Lwdbde.** Vergriffen. . . . . für Mk. **18**
Gieseler, J. C. L., Kirchengeschichte. 11 Tle. 1844/57. **Hfz.** (76,50 Mk.) . . . . für Mk. **40**
Baader, F. v., Sämtliche Werke. 16 Bde. 1851/60. **Lwdbde.** (102 Mk.) . . . . für Mk. **50**
Koch, E. E., Geschichte d. Kirchenlieds. 3. Aufl. 8 Bde. 1866/76. **Lwdbde.** Vergriffen. . . . . für Mk. **30**
Trede, Th., Das Heidentum in der römischen Kirche. 4 Tle. 1889/91. **Geb.** (24 Mk.) . . . . für Mk. **18**
Seidlitz, Historisches Porträtwerk (1. Zeitalter d. Humanismus u. d. Reformation. — 2. Der 30jähr. Krieg bis 1657). **Neue Ausg.** Mit 165 Portr. Fol. München. (60 Mk.) . . für Mk. **36**
Gruppe, Leben u. Werke deutscher Dichter der drei letzten Jahrhunderte. 5 Bde. Mit 26 Portr. i. Stahlstich. 1864/70. **Hlwdbde.** Hübsches Exemplar. (61,90 Mk.) . . . . . . für Mk. **15**
Richard Wagners gesam. Schriften. 2. Aufl. 10 Bde. **Eleg. geb.** (22 Mk.) . . . . für Mk. **17**
Meyers Konversat.-Lexikon. 4. Aufl. 19 Bde. 1885/91. **Hfzbde.** (190 Mk.) . . . . für Mk. **100**
Brockhaus, Konversations-Lexikon. 14. Aufl. Bd. I—X. 1891/94. **Orig. Hfz.** Wie neu. (100 Mk.) . . . . . . für Mk. **75**
Zöcklers Handbuch der theol. Wissenschaften. 3. Aufl. **Hfzbde.** (58,80 Mk.) . . . . für Mk. **25**
Spruners Handatlas. 3. Aufl. v. Th. Menke. Fol. 1880. **Orig. Hfz.** (93,60 Mk.) . . . . für Mk. **50**
Sanders, D., Wörterbuch der deutschen Sprache. 2 Tle. 3 Bde. 4°. 1860/65. **Hfz.** (81 Mk.) . . . . für Mk. **55**
Denkmäler des klassisch. Altertums. Hrsg. v. A. Baumeister. 3 Bde. Mit zahlr. Abbild. 1889. **Eleg. Orig. Hfz.** Sehr schönes Exemplar. (84 Mk.) . . . . für Mk. **48**
Du Cange, Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis. Ed. nova. Op. et stud. monach. O. S. Benedicti. 6 voll. Fol. Paris, 1733/36. **Ldrbde.** . . . . für Mk. **50**
Gotofred, L., Archontologia cosmica. Ed. II. Mit vielen Merianschen Bildern. Francof. a. M., Merian, 1649. **Alter Ldrbd.** Schönes Exemplar . . . . für Mk. **30**
Bacon, works. 2 vol. W. portr. London, 1843. **Eleg. rote Hlwdbde.** Schönes Exemplar. (42 Mk.) . . . . für Mk. **20**
Peters, C., Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. 1891. **Origbd.** Wie neu. (16 Mk.) . . . . für Mk. **6.50**

☞ Lieferung, Ankauf und Tausch theologischer Bücher und Zeitschriften zu den vorteilhaftesten Bedingungen für die geehrten Auftraggeber.

—• Lagerkataloge gratis •—

Buchhandlung **Alfred Lorentz**, Kurprinzstr. 10.
Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst

53. Jahrgang

Postzeitungs-Nr. 2750. Vierteljährlich 9 Mark.

Nr. 34: Die föderalistische Bewegung in Großbritannien und seinen Kolonien — Bahnsteigsperre und Platzkarten — Wandlungen des Ich im Zeitenstrome: 1. Vaterhaus und Familie — Die unpersönliche Dichtkunst — Aus dem Pariser Salon (Schluß) — Maßgebliches und Unmaßgebliches: Habebald und Eilebeut; Ein Stück moderner Sklaverei; Der Schutz der Bauhandwerker; Das Lied von der braven Frau; Vereinskannegießerei — Litteratur

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig